

**BLÄTTER
AUS
PREVORST**

MERKWÜRDIGE GESCHICHTEN UND

MENSCHEN

HERAUSGEGEBEN VON

HERMANN HESSE

**BLÄTTER
AUS PREVORST**

Eine Auswahl von Berichten über Magne-
tismus, Hellsehen, Geistererscheinungen
usw. aus dem Kreise Justinus Kerners und
seiner Freunde

1926

S. FISCHER VERLAG · BERLIN

Herausgegeben von
HERMANN HESSE

*

Erste bis vierte Auflage



1988. 1022
(B 4538)

I N H A L T

Entstellte Ebenbilder Gottes	9
Die Schlüssel	16
Das Bild	19
Das Geldpaket	20
Ein Hausgeist	26
Erscheinungen in den letzten Tagen eines Kranken	35
Ein Wort über Kaspar Hauser	45
Parallelen zwischen Kaspar Hauser und der Schererin von Prevorst, besonders in physischer Hinsicht	50
Beispiele des Wunderbaren aus dem Nachlaß eines glaubwürdigen Mannes	59
Anmeldung von Verstorbenen	66
Todesahnungen	88
Ein Zug aus dem inneren Leben des Großvaters der Schererin von Prevorst	94
Nachricht von den sonderbaren Vorfällen im ehemaligen Kloster N-g	100
Vier Anekdoten	121
Vorbedeutende Träume	130
Lebensrettung durch einen sichtbaren Schutzgeist	145
Wahrnehmungen eines Geistersehers, die er seinem Seelsorger auf seinem Sterbebette, wenige Wochen vor seinem Heimgang, mitteilte ...	148

Merkwürdige Träume, mitgeteilt von H. Schönhuth, Pfarramtsverweser zu Hohentwiel.....	156
Ahnungen, mitgeteilt von T...r.....	170
Eine Erscheinung am hellen Tage.....	175
Eine Rose als Stigma.....	186
Nachwort des Herausgebers.....	189

Marie Antoinette

Entstellte Ebenbilder Gottes

Gegen die Einwürfe Geistreicher, daß die Geister der Scherin von Prevorst zu albern und geistlos seien, um Geister zu sein, und daß, würde es solche Geister geben, man an der Weisheit ihres Schöpfers zweifeln müßte, die Geister müßten sich entweder gar nicht oder so zeigen, daß sie sich und auch ihrem Schöpfer Ehre machen, gegendiese Einwürfesagte schon früher ein anderer:

„Hierauf ist nichts zu erwidern, als, falls ein Rezensent bei leiblichem Leben eine Rezension fertigte, die nicht geraten wäre, man hieraus keinen Einwurf gegen die Weisheit des Schöpfers ziehen könnte, und folglich auch dann nicht, falls dieser Rezensent subito ins Reich der Abgeschiedenen trete, ohne früher eines Bessern sich belehrt zu haben. Der Herausgeber der Scherin von Prevorst hatte darum wohl recht, wenn er voraussagte, daß viele Menschen es ihm übel nehmen würden, wenn er diese (wohl zu merken: im Mittelreiche teils zur Sühne und Läuterung, teils zur Strafe noch seiende) Geister in ihrer Erbärmlichkeit (als wahrhaft arme Seelen) ihnen zeigt, und daß dieser Geisterzug wahrlich kein poetischer, sondern ein ganz trivialer Zug aus

dieser Welt ist, in welche solche Menschen nur ohne Larve hinübergangen.“

Es kann aber hierauf noch folgendes gesagt werden: Ebensogut könnte man entgegnen: „Menschen müssen sich in dieser Welt entweder gar nicht oder so zeigen, daß sie sich und ihrem Schöpfer Ehre machen.“

Dies wäre nun allerdings sehr löblich und erfreulich, der geneigte Leser weiß aber selbst gar wohl, wie sich in dieser Welt das Ebenbild Gottes so oft zu einer scheußlichen oder albernen Fratze entstellt, verzweifelt aber wohl darum nicht an der Weisheit des Schöpfers. Ja! blicken wir in den Spiegel, wir werden wohl an uns selbst gar viele Züge finden, die dem Bilde Gottes sehr unähnlich sind.

Folgende entstellte Ebenbilder Gottes, die weder in einen Himmel noch für eine Hölle taugen, aus meiner eigenen Bekanntschaft, führe ich hier dem geneigten Leser als Beispiele vor, er wird sie wohl mit einer noch größern Reihe aus seinem Leben zu vermehren wissen.

Herr F. wurde achtzig Jahre alt, er war ein Geizhals. Sein Geld und der Schaden anderer war seine Freude, und diese Freude seine einzige Innigkeit.

Als er einstmals vor einer Schmiede stand, vor der ein weißglühender eiserner Reif lag, rief er ein Kind, das vorüberging, herbei und sagte zu ihm mit verstellter Freundlichkeit: „Hebe mir doch

da diesen Reif auf!“ Das Kind, die Glut des Eisens nicht kennend, hob den Reif schnell auf und verbrannte sich die Hand bis aufs Bein. Herr F. lachte laut auf. Als er nicht mehr aus dem Hause konnte, stellte er sich oft zu seinem Vergnügen hinter den Fensterladen und spritzte mit einem Spritzchen Tinte oder stinkende Jauche, auch einmal Vitriolsäure, heimlich, damit man nicht wußte, woher es kam, auf die Vorübergehenden, oder schoß mit Bolzen aus einem Rohr nach ihnen.

B. wurde siebenzig Jahre alt. Sein Wein war seine einzige Innigkeit. Als er im Sterben lag, mußten seine Leute ihm seine Weine im Keller abstechen und ihm die noch nassen Stäbe vors Bett bringen, die er dann befühlte, um zu erkennen, wie viel Vorräte noch in jedem Fasse seien.

Der Wein der triefenden Stäbe mischte sich mit seinem Todesschweiß. Krampfhaft im Todeskampfe packte er noch einen solchen Stab mit den kalten Fingern und hielt ihn noch — als Leiche.

Der württembergische lutherische Prälat W., welcher zu Maulbronn starb, war ein alberner eitler Geck. Er hatte das Recht, alle Jahre dem katholischen Bischofe zu Bruchsal einen Besuch machen zu dürfen.

Zu dieser Feier erfand er sich selbst eine Prälatenuniform, sie war ein weißer Frack, mit schwarzen Börtchen eingefast. Als das Kleid

fertig war, hatte ihn Krankheit überfallen, und er konnte es nicht mehr an den Leib bringen. Er ließ sich nun das Kleid an sein Bett aufhängen, so daß er es immer im Auge haben konnte; und mit innigem Lächeln hielt er seine Augen, auch als sie schon im Tode brachen, noch fest auf das Kleid gerichtet, bis er verschied. Man hätte auf ihn Schillers Vers parodieren können:

„Und so saß er, eine Leiche,
Eines Morgens da,
Nach dem Fracke noch das bleiche
Stille Antlitz sah.“

Frau P. war durch ihr ganzes Leben voll Hader, Zank und Bosheit. Sie war die böseste Stiefmutter, die man sich denken kann. Ihre Stiefkinder quälte sie bis auf den Tod. Eines schlug sie zum Krüppel, und ein anderes floh wegen ihr nach Amerika. Als sie ihren Mann ins Grab gezankt hatte und sie verlassen war, nahm eine Stieftochter sie zu sich und tat ihr alles Gute. Frau P. schien sich aber ihrer Wohltaten zu schämen und behauptete gegen jedermann, selbst gegen die Tochter, sie gehe sie gar nichts an, sie sei nicht mal ihre Stieftochter. Sie arbeitete die ganze Woche hindurch an keinem Tag, aber Sonntag morgens kam sie jedesmal pünktlich mit ihrem Spinnrocken und spann unter Schimpfen auf die anderen, die nicht arbeiteten, den ganzen Tag fort.

Durch den kleinsten Widerspruch in Zorn

gebracht, sagte sie oft zu ihrer Umgebung: „Noch nach meinem Tode will ich ein Gesicht“ (eine Fratze) „an euch schneiden.“ Als sie auf dem Totenbette lag und der Geistliche zu ihr sagte: „Frau Rätin, wie ist es Ihnen?“ antwortete sie: „Wie wird es mir sein? — wie der Laus auf dem Kammel!“ Als sie den letzten Atemzug getan hatte und schon eine Viertelstunde lang von allen Freunden für völlig tot gehalten wurde, verzog sich ihr Gesicht auf einmal auf das allerscheußlichste, es zog sich auf einmal wie in einen Knäuel zusammen, der dann ebenso schnell wieder auseinander fuhr und die Gesichtszüge in furchtbarer Verzerrung zurückließ, so daß die Anwesenden vor Entsetzen aus dem Zimmer sprangen. Das war die ihnen oft angedrohte Fratze.

Stadtrat F. zu G—n hatte eine fleißige Frau, plagte sie aber mit seinem wüsten Geize dergestalt, daß sie nur seine Dienstmagd oder vielmehr sein Lasttier zu seinem Gewerbe war. Alles, was sein Haushalt erforderte, zwang er sie, einzig durch ihrer Hände Arbeit zu verdienen. Mit einer Last, die sie einmal herbeischleppen mußte, stürzte sie die Treppe hinab und blieb auf der Stelle tot. Als sie noch als Leiche im Hause lag, erschien sie nächtlich einer Schwägerin, die mehrere Tagreisen vom Ort wohnte und noch nichts von ihrem Tode wissen konnte, und sagte dreimal nur die Worte: „In meinem Strohsacke.“ Als man auf der Schwägerin Veranlassung in diesem nachsuchte,

fand man in ihm ein blechernes Büchsen und in demselben etlich und zwanzig Kreuzer. Diese wurden dem Manne, dem Geizhalse, zugestellt. Wenige Monate hernach starb dieser, und unerwartet, weil man ihn, der Behandlung seiner Frau nach, für arm hielt, fand man in seinem Kasten eine ganz bedeutende Summe baren Geldes in Silber und Gold.

Haben wir nun die unumstößliche Wahrheit recht begriffen: daß, wenn wir im Tode Fleisch und Bein abstreifen, doch noch in Geist und Seele das unzerstörbare Moralgesetz zurückbleibt, und denken wir nun dem Geist und der Seele jener und anderer ihnen gleichen Menschen nach, was für ein Bild können diese uns dann nach dem Tode geben, wo auch noch die fleischerne Larve, unter der sie noch manches Alberne oder Scheußliche verbergen konnten, von ihnen abfiel und sie in ihrer nackten Erbärmlichkeit dastehen? Jene falschen Neigungen oder jene Bosheiten streiften sie ja nicht mit dem Körper ab, sie sind ihrer Seele eingepreßt und bleiben in dieser auch noch nach ihrem Tode bis zur Läuterung aus sich selbst.

Nicht im mindesten wundert mich daher, wirft jener Herr F., noch jetzt an sein Haus gebannt, wo sein Schatz und sein Herz war, nächtlich als Spukgeist (den Charakter eines solchen hatte er am Leben) die Vorübergehenden mit Speis oder Sand. Nicht im mindesten wundert mich, wan-

dert jener Herr B. noch jetzt alle Nacht an den Fässern klopfend durch seinen Keller, oder wird jener alberne Herr Prälat W. in der Mitternachtstunde mit schwarzen Rossen, in weißer Kutsche mit weißem Frack, zu Maulbronn wie durch den Klosterhof fahrend gesehen, als ging' es zu dem durch den Tod verhinderten Besuch bei dem Prälaten zu Bruchsal im sehnlich gewünschten Kleide. Nicht im mindesten wundert mich, sieht man in jenem Hause, in dem Frau P. starb, an manchem Sonntag eine scheußliche Geistin am Rocken spinnen.

Und was soll ich bei der Geschichte des Herrn F., jenes Geizhalses, sagen? Die erbärmlichen Kreuzer, die man im Strohsacke jener abgearbeiteten Frau fand, waren wohl ein Notpfennig, den sie vor dem habsüchtigen Mann versteckt hatte, und da die Behandlung des Mannes machte, daß Erwerb von Geld ihr einziges Sinnen im Leben war, so hing sie auch noch nach dem Tode an solchem, ihr Geist konnte sich noch nicht davon losmachen, auch die wenigen Kreuzer (für sie im Leben ein großer Schatz) mußten noch ihrem Manne zugewandt werden. Nicht im mindesten aber wundert mich, sieht man jenen Geizhals jetzt nach seinem Tode oft nächtlich in der Sterbekammer seiner Frau, Kreuzer zählend, auf einem Strohsack sitzen.

Die Schlüssel

„Meine Mutter,“ so erzählte Herr St. S. von E., „war die Gattin eines Mannes, der kein Vermögen besaß, aber sein Fach vollkommen verstand. Anfänglich ging es im Hauswesen etwas kärglich zu, allein bei Fleiß und Sparsamkeit meiner Eltern wurden die Schulden allmählich vermindert; obwohl meine Mutter, eine sehr gute Haushälterin, die Ausgaben sehr beschränkte, so wurde mein Vater, der oft etwas zu sparsam und wunderlich war, doch häufig ungehalten, wenn die Mutter Geld forderte, so daß sich nicht selten darüber ein kleiner Zwist entspann.

Einst besuchte meine Mutter ihren Vater, einen braven Geistlichen, wobei ich auch mitreiste. Diesem klagte sie ihre Not in der erwähnten Beziehung. Er sagte: da er versichert sei, daß sie für ihren Haushalt aufs beste Sorge, und da sie auch gleichen Anspruch auf Erwerb habe, so meine er wohl, er dürfe ihr mit gutem Gewissen den Rat geben, sich Schlüssel zur Kasse hinter ihrem Manne machen zu lassen, es würde dadurch ihr und ihm gewiß mancher Verdruß erspart.

Dieser Rat wurde nun auch befolgt, und meine Mutter machte einen weisen und mäßigen Gebrauch von den Schlüsseln, wodurch es auch jetzt weniger Verdruß gab. Außer ihr wußte nur ich davon.

Auf diese Weise lebten meine Eltern zweiundzwanzig Jahre zusammen, die Schulden wurden abgetragen, und der Haushalt verbesserte sich. Oft betete ich mit inbrünstigem Herzen, daß Gott die Mutter lange erhalten möge. Ich war in eine Entfernung von achtzehn Stunden in die Fremde gekommen.

Es war im Jahre 1796, als ich der Kriegszeiten wegen äußerst viel zu schaffen hatte und seit mehreren Nächten nicht mehr zu Bette gekommen war, da erhielt ich einen Brief von meinem Vater, in welchem er mir schrieb: meine Mutter sei krank, allein er erwarte ihre Besserung, sollte es sich wider Erwarten mit ihr verschlimmern, so wolle er mir ein Pferd schicken, um mich abholen zu lassen.

Ogleich mich diese Nachricht beunruhigte, so dachte ich doch nicht an den Tod meiner Mutter und wurde auch ruhiger, da ich nicht abgeholt wurde. Einige Tage aber nach dieser Nachricht, gerade an dem Abend vor der Nacht, in der meine Mutter starb, wurde es mir sehr übel, und ich legte mich angekleidet aufs Bett. Als ich in diesem Zustande, ohne zu schlafen, bei vollem Wachen lag (es war zwischen 11 und 12 Uhr), klopfte es ganz heftig an die Thür meines Zimmers, und meine Mutter kam in ihrer gewöhnlichen Haustracht herein, grüßte mich und sagte:

„Wir sehen uns in dieser Welt nicht wieder, ich aber habe noch ein Anliegen: der K. (einer

Magd, die neunzehn Jahre bei ihr gedient hatte) habe ich jene Schlüssel gegeben, sie wird dir solche zustellen, bewahre sie oder werfe sie ins Wasser, der Vater darf diese Sache nicht erfahren, es würde ihn nur betrüben. Lebe wohl und wandle auf gutem Wege.' Und mit diesen Worten ging sie wieder, wie sie gekommen war, zur Tür hinaus und verschwand meinen Blicken.

Ich fuhr vom Bette auf, versicherte mich, daß ich völlig wachte. Ich weckte die Menschen, äußerte meine Besorgnis, daß nun meine Mütter, nach dem, was mir soeben begegnet, gewiß gestorben sei. Man wollte es mir ausreden, ich ließ mich nicht mehr halten, ich eilte noch vor Anbruch des Tages nach Hause, und als ich unter das Tor meiner Vaterstadt kam, begegnete mir schon jene Magd meiner Mutter und sagte mir: daß diese in der Nacht zwischen elf und zwölf gestorben sei, ihr aber vor dem Verscheiden noch etwas Besonderes gesagt habe.

Da ich in Begleitung eines Verwandten war, so eröffnete sie mir ihren Auftrag noch nicht, aber nach der Beerdigung der Mutter übergab sie mir heimlich jene Schlüssel mit der Erzählung, die Mutter habe ihr diese noch vor dem Verscheiden zugestellt, mit dem Auftrage an mich, sie bei mir zu behalten oder ins Wasser zu werfen, doch solle es der Vater nicht erfahren. Diese Sache habe die Mutter noch im Tode sehr beschäftigt.

Ich nahm die Schlüssel zu mir, trug sie einige Jahre auf meinen Reisen und warf sie dann in die Lahne."

Das Bild

In den Erscheinungs-Geschichten der Seherin von Prevorst ist ein Fall angeführt, wo ein ihr monatelang erscheinener Geist immer wieder durch das Fenster entwich. In letzterer Beziehung haben folgende Geschichten Ähnlichkeit. Die Treue der ersten wird durch eine sehr bekannte, rechtschaffene Person verbürgt.

Herr Sekretär W. in Stuttgart lag in einer Nacht wachend im Bett, da schwebte durch das Fenster seines Schlafzimmers eine weibliche Geistergestalt, blieb eine Zeitlang ihn anschauend vor seinem Bette stehen und entwich dann wieder durchs Fenster. Er hatte unerschrocken die Gestalt stark ins Auge gefaßt, das Frauenbild prägte sich ihm fest ein, und da er ein guter Maler war, so entwarf er sogleich am anderen Morgen ein Gemälde von diesem Bilde. Das Gemälde blieb auf seinem Tische liegen, und er äußerte über dasselbe und über die Erscheinung gegen keinen Menschen weiter etwas. —

Als das Gemälde schon mehrere Wochen lang unbeachtet dagelegen war, erblickte es zufällig einmal ein älterer Bewohner des Hauses, in dem Herr W. wohnte, und fragte ihn mit Verwunderung: woher er denn das Bild der Frau N.

Geist. Kontext

habe? Herr W. wußte nichts von einer Frau N. und erkundigte sich bei dem Fragenden näher. Da erfuhr er, daß diese als sehr böse geschilderte Frau in früheren Jahren dieses Haus und namentlich den Teil, in dem Herr W. wohnte, bewohnt hatte. Herr W. hatte nun keinen Rückhalt mehr, er erzählte zum Erstaunen des anderen älteren Hausbewohners, wie er zu diesem Bilde gekommen.

Das Geldpaket

Der verstorbene L. St. in B. wurde, als er von seinem bisherigen Amte abging, zum Oberpfleger einer Armenanstalt in B. ernannt und starb in dem Rufe eines ausgemacht redlichen Mannes. Sein würdiger Sohn und Erbe ernannte dessen alte Haushälterin aus Dankbarkeit und für die seinem Vater getreu geleisteten Dienste zur Aufseherin eines von seinem Vater ererbten Landgutes, das etliche Meilen von B. entfernt liegt. Mit Dank nahm die Alte diese zu ihrer Ruhe bestimmte Stelle an und versah sie mit aller Treue. Nicht lange aber nach Antretung dieser Stelle wurde diese Dienerin in der Nacht aus dem Schlafe geweckt und erschrak nicht wenig, als sie einen großen hageren Mann erblickte, dessen Gestalt sich durch das Aushauchen eines feuerhellen Atems sichtbar machte. Als diese Gestalt sich der Alten näherte, versteckte sie sich unter

ihrer Decke. Diese Erscheinung wurde mehrere Male in verschiedenen Nächten wiederholt. Endlich, dieser Schreckensszene müde, beklagte die Alte sich darüber bei dem jungen Herrn St. und bat ihn um Entlassung von ihrer Aufseherstelle. Herr St. aber verlachte sie und versprach ihr, in dem Nebenzimmer ihrer Ruhestätte zu schlafen, mit dem Befehle, ihn zu rufen, wenn das angebliche Gespenst wieder erscheinen würde. Er erfüllte sein Versprechen, und die Alte erbot sich, seinem Befehle nachzukommen. Der Geist stellte sich nun wirklich wieder ein; allein die Aufseherin ward durch dessen Gegenwart so sehr beklommen auf der Brust, daß es ihr unmöglich wurde, ihren Herrn zu rufen. Am anderen Tag erzählte sie dies ihrem Herrn, worauf dieser ihr den Rat gab, den Erscheinenden zu fragen, was er wolle? Sie tat dies, aber der Geist winkte ihr bloß, ihm zu folgen. Anfangs hielt sie die Furcht zurück. Endlich aber entschloß sie sich dazu. Das Gespenst führte sie eine Treppe hinab in einen Hausgang, zeigte ihr daselbst einen verborgenen Wandkasten und gab ihr durch Zeichen zu verstehen, daß sie denselben öffnen solle. Sie bemerkte dem Geiste, daß sie keinen Schlüssel dazu hätte, worauf der Geist ihr mit vernehmlichen Worten eine Schublade angab, wo sie denselben finden würde. Sie ging, fand ihn wirklich und öffnete den angezeigten Schrank, worin sie ein versiegeltes Paket fand, das ihr der Geist befahl,

ein gut bezugenes Geist

der B. Armenverwaltung einzuhändigen und diese zu ersuchen, nach Recht zu verfahren, wodurch er allein zu seiner Ruhe gelangen könnte. Die Alte erzählte hierauf dem Herrn St. Sohn diesen Vorfall und begehrte Verhaltensmaßregeln in dieser Sache. Herr St. verhielt sich hierin ganz unbefangen und trug seiner Dienerin auf, den Willen des Erscheinenden zu erfüllen. Sie that es und übergab das Paket den Verwaltern der betreffenden Anstalt. Man setzte sogleich einen schriftlichen Verlauf über die Eingabe der Alten auf, worin man bloß ihren Namen, Stand und Wohnort bezeichnete, nebst der Erklärung, daß man ihr aufgetragen hätte, der Armenverwaltung das betreffende Paket zu übergeben. Man entließ hierauf diese Frauensperson, die übrigens nichts von dem Vorfall meldete, der Gelegenheit zu dieser Einhändigung des Paketes gab. Nachdem nun die Verwalter das Paket geöffnet hatten, fanden sie eine Schenkung von mehr als 30000 Gulden an die Armenanstalt darin, welche der verstorbene Vater des Herrn St. bezogen, aber unterschlagen und zu seinem Nutzen verwendet hatte. Man rief sogleich Herrn St. Sohn herbei und forderte von ihm diese Summe. Dieser erschien, entrüstete sich sehr gegen diese Anforderung und suchte sie mit der Behauptung abzulehnen, daß die ihm vorgewiesene Urkunde falsch wäre. Er begab sich nach Haus, in der Hoffnung, daß diese Sache keine weiteren Folgen

haben würde. Allein bald darauf wurde er und seine Aufseherin von zehn Obrigkeitspersonen berufen, um beide gegeneinander zu stellen und zu verhören; und um die Untersuchung einer so wichtigen Sache desto ernster und feierlicher zu machen und der Alten, die man, als der Verfälschung angeschuldigt, verhaftet hatte, ins Gewissen zu reden, um die Wahrheit zu gestehen, ließ man den ehrwürdigen Herrn Pfarrer M. der Versammlung beiwohnen. Als nun Herr St. und seine Aufseherin gegenwärtig waren, wurde diese aufgefordert, umständlich zu erklären, wie sie in den Besitz des besagten Paketes gekommen sei. Der Herr Pfarrer ließ es nicht an Ermahnungen gegen beide Teile, besonders gegen die Aufseherin, fehlen, der Wahrheit Zeugnis zu geben. Die Alte erzählte nun der ehrwürdigen Versammlung die ganze Erscheinungsgeschichte mit allen Umständen auf das genaueste und bestand unwiderfürlich auf ihrer Aussage. Ebenso standhaft verwarf Herr St. die Echtheit der in Frage stehenden Schenkungsurkunde und die damit in Verbindung stehende Geistererscheinung als eine gottlose Erdichtung seiner Dienerin. Plötzlich aber bekam Herr St. einen Schlag von hinten auf seine Schulter, der ihn bewog, hinter sich zu schauen, um zu erfahren, wo der Schlag herührte; er erschrak aber sehr, als er seinen verstorbenen Vater erblickte, den die Alte ebenfalls zu sehen behauptete und ausrief: „Da steht er ja,

der Geist!" Keiner von allen Anwesenden, außer St. und seine Dienerin, sahen die angezeigte Erscheinung, welche jener wohl nicht ableugnen konnte, weil alle Obrigkeitsbeamten nebst dem Pfarrer deutlich folgende Worte hörten, die der erschienene Vater zu seinem Sohne sprach: „Mein Sohn, mache das Unrecht wieder gut, das ich getan habe; damit ich zu meiner Ruhe kommen möge!“ Diese im Sommer 1816 vorgefallene Geschichte verbreitete sich sogleich in der ganzen Stadt B. und bestätigte sich um so mehr, da der junge St. in eine gefährliche Krankheit fiel, die man der heftigen Gemütserschütterung desselben zuschreiben zu können glaubte, so daß man an dem Aufkommen desselben zweifelte. Einige Zeit nach diesem Vorfalle verbreitete sich das Gerücht, die Armenverwaltung hätte, um das Andenken des verstorbenen Vaters zu schonen und die befleckte Ehre der so hoch geachteten St.'schen Familie zu retten, die in jener Urkunde angegebene Geldsumme von Herrn St. erhalten mit der dringenden Bitte, die ganze Geschichte zu entstellen, sie ins Lächerliche zu ziehen und dadurch aus dem Gedächtnis der Einwohner und Fremden auszulöschen. Allein es hält schwer, eine so notorisch gewordene Begebenheit wieder zu unterdrücken und in ein Märchen zu verwandeln, da so viele angesehene Zeugen den Vorfall wahrscheinlich sogleich ihren Familien erzählt haben werden, auf welche die Krankheit des

Herrn St. gleichsam das Siegel gedrückt zu haben scheint.

Den 6. Oktober 1817 versicherte mir Herr O., ein angesehener und aufgeklärter Handelsmann aus B., daß er zwar die kleinen Umstände von dieser Sache nicht genau erfahren habe, daß es aber in B. allgemein bekannt wäre, daß die Magd des Herrn St. zu ihrem Beichtvater † † † auf einem nahe bei B. gelegenen Dorfe gegangen wäre und ihm erzählt hätte, daß Herr St. Vater ihr erschienen wäre und ihr einen Ort angezeigt hätte, wo sie das besagte Paket fand; daß der erschienene Herr St. ihr gesagt hätte, er könne nicht zur Ruhe kommen, bis die Sache in Ordnung gebracht wäre. Sie beehrte Rat von ihrem Beichtvater, besonders über die Frage: ob sie, außer der bloßen ihr aufgetragenen Übergabe des Paketes, auch die Geschichte, wodurch sie es bekommen hätte, der Obrigkeit entdecken sollte? und daß der Beichtvater dazu riet. Auch wisse man in der Stadt, daß die Magd verhaftet wurde und daß Herr St. einen Schlag auf die Schulter erhalten habe. Weiter wußte Herr O. nichts von der Sache, als daß St. Sohn bald nach dieser Begebenheit gestorben und daß seine Freunde Geld zusammenschossen, um einem Falliment vorzubeugen.

Da der Verlauf dieser Umstände mehrere Tage gedauert hat, so ist es leicht möglich, daß in der Zeitrechnung sowie in Neben Umständen einige

Varianten statthaben können, obgleich die Hauptumstände auf unumstößlichen Zeugnissen beruhen.

Ein Hausgeist

Frau W. zu M., welche die nachstehende Geschichte betrifft, ist sechsunddreißig Jahre alt, verheiratet, Mutter von fünf Kindern und eine sehr brave, verständige Frau.

Auch sie besitzt von Jugend auf die Gabe, Geister zu sehen. Es wären davon verschiedene Geschichten anzuführen, doch ist keine derselben so auffallend wie die nachstehende.

Es war vorauszuschicken, daß Frau W. mit der Seherin von Prevorst nie bekannt war, sie nie sah, auch ihre Geschichte nie las, sondern nur im allgemeinen davon sprechen hörte. Sie sagte mir, aus Furcht, tiefer in dieses Schauen zu kommen, habe sie den Umgang mit solchen Personen und das Lesen solcher Schriften immer vermieden. Die Schriften von Jung sind ihr völlig unbekannt.

Vom Hause, das sie zu M. mit ihrer Familie bewohnt, gehört der zweite Stock ihr zu, der untere wird von einer anderen Familie bewohnt, die mit der oberen in keinem Umgange steht. Nur ein zu dieser Familie gehörender Knabe von sechzehn Jahren hat seine Schlafstätte unter dem Dache des oberen Stockes, kommt aber nie in die Zimmer desselben und überhaupt mit keiner Person

jener Familie zusammen. Im unteren Stock befindet sich ein Pferdestall; die Pferde gehören Personen an, die außer dem Hause wohnen, und keine Person der oberen Familie kommt je in ihn.

Frau W. hatte schon einige Jahre dieses Haus bewohnt, ohne daß in ihm ihr etwas Geisterhaftes aufstieß. Erst im vorigen Sommer 1830 geschah es, daß, als sie sich des Abends mit einem Lichte in ihrer Küche befand, eine männliche dunkelgraue Geistergestalt (sie sagte, sie habe wie dunkles Fließpapier ausgesehen) die Treppe der Küche herab, ihr hörbar, mit lauten Tritten kam, an der Küche vorüberging und sich der Türe ihres Wohnzimmers zuwandte, weswegen sie mit dem Lichte aus der Küche trat, worauf ihr aber die Gestalt aus dem Gesichte verschwand.

Von da an stand es länger als ein halbes Jahr an, daß sich der Frau W. nichts Ähnliches mehr zeigte. Erst als nach Verlauf von sieben bis acht Monaten im unteren Stocke des Hauses eine alte Mauer in jenem Stalle einfiel und eine Reparation im unteren Stocke gemacht werden mußte, hörte man von da an öfters nächtlich im oberen Stocke des Hauses ein Gehen, wie in Socken, oft auch wie mit lauten Tritten eines Menschen; oft auch gab es Töne, als würde der Schlüssel der Wohnstube herumgedreht und ginge die Stubentüre auf, und dies wurde von verschiedenen Bewohnern dieses Stockes gehört, aufs genaueste untersucht und nie eine natürliche Ursache gefunden.

In einer dieser Nächte nun, wo wieder der Schlüssel der Türe des Wohnzimmers hörbar herumgedreht und hörbar die Türe aufgemacht wurde, hörte Frau W. Tritte durch dieses Zimmer in ihr Schlafzimmer, wo sie schon im Bette lag, gehen, und jene von ihr schon einmal gesehene männliche dunkelgraue Geistergestalt trat herein und blieb vor ihr, wie flehend und mit den Händen ringend, stehen.

Die Gestalt war wie mit einem Schlafrocke, den ein Gürtel umgab, bekleidet, die Kopfhaare erschienen ihr lang, nur das Gesicht konnte sie nicht ganz deutlich erkennen.

Auch in den späteren Erscheinungen erblickte sie den Geist in gleicher Gestalt, nur mit dem Unterschiede, daß, wenn er ihr bei Tag erscheint, er statt des Schlafrockes eine Art runden kurzen Wams anhat, bei Nacht aber immer wie mit einem Schlafrock bekleidet ist.

Als der Geist nun so die Hände rang und wie um Hilfe flehte, sagte Frau W. zu ihm: „Ist auch deine Sünde noch so groß, wende dich an Jesus Christus, den Versöhner!“ Da wandte sich der Geist von ihr ab und ging wieder hörbar durch das Zimmer.

In der zweiten Nacht trat der Geist wieder vor ihr Bett, neigte sich über sie und hauchte sie an. Dann stöhnte es wie ein Seufzer aus seinem Innersten, wobei aus ihm wie ein Lichtlein drang, das einen Schwefelgeruch verbreitete. Gebärden

und Bewegungen nach schien er ihr verzweiflungsvoller als das erstemal zu sein. Sie sagte ihm wieder, wie er durch Jesus selig werden könne, aber da strömte wie aus ihm in sie das Gefühl ein, daß er nicht fähig sei, sich an diesen zu wenden.

Frau W. stellte nun in der anderen Nacht das Bett eines ihrer Kinder vor ihr Bett, in der Hoffnung, der Geist werde sie dann in Ruhe lassen. Aber derselbe beugte sich nun über das Bett des Kindes zu ihr herüber und wurde nun auch von dem in demselben Moment aus dem Schlafe auffahrenden Kinde bemerkt.

Es wurde oben angeführt, daß ein junger Mensch von sechzehn Jahren, der zur Familie, die im unteren Stock wohnte, gehörte, seine Schlafstätte unter dem Dache des oberen Stockes hatte. Dieser stand aber mit der Familie im oberen Stock nicht in mindester Berührung, war nie in die Zimmer gekommen, hatte mit Frau W. nie gesprochen und nichts von dieser Geschichte gehört. Dieser Umstand wurde genau untersucht und erwogen. In einer Nacht warf es diesen Knaben, während er wachend im Bette lag, auf einmal mit einem Stückchen Kalk, es fiel auf seine Bettdecke, und er griff danach und schmiß es wieder nach der Richtung, wo es hergekommen war, da er glaubte, es habe es ein Mensch getan. In der zweiten Nacht hörte er etwas wie in Socken durch seine Kammer gehen, es zupfte beständig etwas an seiner Decke,

so daß er sah, wie die Decke sich aufhob, und er bemerkte nun eine aschgraue Männergestalt, die sich über ihn beugte und ihn anhauchte. In der dritten Nacht legte er die Bibel unter sein Kopfkissen; da kam aber die Gestalt wieder und zog die Bibel ihm fühlbar unter seinem Kopfe hervor, und dennoch fand er sie morgens an gleicher Stelle. Nun verging ihm der Mut, er blieb nicht mehr oben, sondern machte sich das Bett in dem unteren Stock, wo er auch keine Anfechtungen mehr fühlte. Ein Mensch von etlichen zwanzig Jahren, der in einem hinteren Zimmer des oberen Stockes schlief, hatte dreimal die Erscheinung der gleichen Gestalt gesehen und beschreibt sie auch ganz, wie sie jener Knabe und wie sie Frau W. beschreibt.

In einer Nacht erschien der Geist Frau W. in Begleitung eines anderen heller aussehenden. Da hatte er etwas in der Hand, das wie ein Päckchen aussah. Der andere hellere faßte die Frau W. bei der Hand und wollte haben, sie sollte mit ihm gehen, aber sie widersetzte sich. Frau W. sagte: das Anrühren von dem Geiste habe ihr in den Nerven der Hand und des ganzen Armes das Gefühl eines unausprechlichen Ziehens verursacht.

Einmal sang Frau W. bei Tage mit ihren Kindern ein geistliches Lied, und als es beendet war, sah sie den Geist hinter einem ihrer Kinder stehen und wie erfreut in die Hände klatschen.

Obgleich nachstebender Vorfall diesen Geist so

dumm und albern als irgendeinen in den Geschichten der Seberin von Prevorst in den Augen der starken Geister machen wird, so muß er doch notwendig angeführt werden.

Es war ein Geschäftsfreund des Gatten der Frau W. auf Besuch gekommen. Dieser hatte eine Dose, in der ein Glockenspiel war, das er den Kindern der Frau W. spielen ließ. Als der Geist um diese Zeit in einer Nacht bei Frau W. erschien, sagte er zu ihr: „Lasse die Dose wieder spielen!“ Sie antwortete: „Ich habe sie nicht, jener, der im hinteren Zimmer schläft, hat sie!“ Hierauf entfernte sich der Geist, und als der Geschäftsfreund morgens wiederkam, erzählte derselbe, ohne die Ursache zu wissen, er habe diese Nacht sehr unruhig geschlafen, es sei immer etwas um ihn gewesen, es sei im Zimmer wie mit Menschentritten umhergegangen und es habe bald da, bald dort geklopft. Zum Schauen aber war es bei ihm nicht gekommen.

Als in der darauffolgenden Nacht der Gatte der Frau W. allein am Schreibtische saß, Frau W. aber im zweiten Zimmer schon im Bette lag, hörte Herr W. ganz vernehmlich den Schlüssel an der Türe herumdrehen und die Türe sich öffnen und sah ganz deutlich den Geist, ganz in der Gestalt, wie ihn seine Gattin öfters beschrieb, durchs Zimmer, in dem er saß, an ihm vorüber in das seiner Frau gehen. Diese, eingedenk des gestrigen Vorfalles mit der Dose, rief jetzt, als der Geist vor

ihr stand, ihrem Gatten zu: „Bringe mir doch nun jene Dose!“ Herr W. brachte sie, und Frau W. ließ sie spielen und bemerkte an den Gebärden des Geistes, daß er Wohlgefallen an diesen Tönen habe. Herr W. hatte, wie bemerkt wurde, die Gestalt wohl durch das erste Zimmer gehen sehen, aber im zweiten Zimmer, vor seiner Frau stehend, sah er sie nicht mehr.

In der jetzt folgenden Nacht war Frau W. mit ihren Kindern allein im Schlafzimmer im Bette, Gatte und Geschäftsfreund waren außer dem Hause, da kam der Geist, hörbarer als je, mit starken Tritten und Klopfen und lief in beiden Zimmern wie unruhig hin und her. Auf einmal hörte Frau W. im äußeren Zimmer das Spiel jener Dose, die sie gar nicht in jenem Zimmer wußte, und erst morgens erfuhr sie, daß der Geschäftsfreund seinen Rock und in diesem die Dose in jenem Zimmer an die Wand gehängt hatte. Die Dose konnte aber, ohne daß sie vorher dazu gerichtet wurde, nicht spielen, und niemand hatte sie dazu gerichtet. Bei Erscheinen des Geistes kam Herr W. meistens in tiefsten Schlaf, während Frau W. von ihm erweckt wurde. Da Frau W. nun so oft von dieser Erscheinung im Schlaf gestört wurde, weckte sie, als die Erscheinung einmal wiederkam, ganz verdrießlich ihren Mann mit der Äußerung, er solle doch auch einmal wachen und mit ihr gemeinschaftlich diese Widerwärtigkeit ertragen. Herr W. erwachte und rief:

„Fort mit dir, infamer Kerl! Laß uns ruhen!“ Die Frau, die den Geist vor sich erblickte, sah nun, wie er auf diesen Ruf mit zornigen Gebärden sich umwandte und zur Türe hinausging. Bald aber kehrte er wieder, griff Frau W. an beiden Achseln fest an, rüttelte sie heftig auf und nieder und sah mit einem ihr ganz scheußlich vorkommenden Gesichte auf sie hinein. Da rief sie: „Weiche! Du bist doch ein böser Geist! So kommt kein guter!“ Er ging. Frau W. fühlte an den Achseln, an denen sie der Geist gefaßt hatte, mehrere Tage lang Schmerzen, und die Achseln waren lange aufgeschwollen und gerötet.

Ein bemerkenswerter Umstand ist auch, daß die Pferde, die im Stalle im unteren Stocke stehen, seit dieser häufigen Erscheinung bei Nacht sehr unruhig sind und öfters am Morgen vom Schweiß triefend gefunden werden.

Um dem Geist zu entgehen, machte Frau W. eine Reise zu ihrem Vater. Unterwegs fühlte sie mehrmals, daß der Geist ihr nahe war, doch kam es da nicht zum Schauen. Auf der Heerstraße zwischen D. und N. nahm Frau W. besonders stark durch das Gefühl wahr, daß sich der Geist bei ihr befinde, und in demselben Moment wollten auf einmal die Pferde an dem Wagen, in dem Frau W. saß, nicht mehr vorwärts gehen. Der Kutscher versuchte sie durch Schläge, Schreien und Fluchen vergebens anzutreiben, sie blieben auf einer Stelle. Frau W. stieg nun aus dem Wagen

und ging eine Strecke rückwärts, worauf die Pferde nun sogleich vorwärtsgingen. Als sie eine Zeitlang so gegangen war und die Nähe des Geistes nicht mehr fühlte, stieg sie wieder in den Wagen, worauf die Pferde sie nun auch ohne Störung weiterzogen.

Als sie nach wenigen Tagen wieder nach Hause kehrte, kam ihr der Geist wieder sichtbar entgegen und bezeugte Freude, daß sie wieder dieses Haus betreten. Das Gehen des Geistes in den Zimmern und die Treppe herab hatte man auch während der Entfernung der Frau W. dennoch noch im Hause gehört. Der Geist veranlaßt nun in Frau W. durch einen auf ihr Inneres, wie sie sich ausdrückt, gerichteten Zug, daß sie bei seinem jedesmaligen Erscheinen ihm immer ernster und anhaltender Lieder und Sprüche der Bibel zum Troste und Belehrung sagen muß. Wenn sie ihn auch nicht sieht, so weiß sie seine Gegenwart sogleich dadurch, daß ihr Sprüche und Lieder zu Sinne kommen, an die sie früher nicht dachte. Seit dieser Unterhaltung, die schon mehrere Wochen dauert, wird die Gestalt des Geistes ihr auch immer lichter und erscheint ihr wie eine helle, durchsichtige Wolke. Die menschlichen Kleider verschwinden ihr immer mehr an der Gestalt, und das Merkwürdige ist, weil es bei der Seherin von Prevorst auch so stattfand, sie hört nicht mehr die Erscheinung (wie früher, als sie wie körperlicher war) die Türe öffnen, gehen

oder sich klopfend kundtun, sie wurde ihr einzig nur zum Schauen und nur ihre Rede vernimmt sie.

Frau W. sagt: man habe ihr schon oft zugemutet, den Geist zu fragen, wer er sei und was er wolle; allein sie sei bei seinem Erscheinen nie imstande, zu sprechen, was sie wolle, der Geist ziehe nur (so komme es ihr vor) die Antworten, die er haben wolle, aus ihr heraus. Auch sagte sie: sie habe gerade nicht nötig, zu sprechen, um sich dem Geiste zu verständigen, sondern nur, was sie ihm sagen wolle, zu denken, und er wisse es. Das gleiche war bei der Seherin von Prevorst der Fall.

Erscheinungen in den letzten Tagen eines Kranken

Herr H. von S. lebte als Privatmann in Weinsberg, gerade im ersten Jahre, wo die Seherin von Prevorst in ihrem somnambulen Zustand sich daselbst befand. Er besuchte sie in diesem Jahre häufig, aber zwei Jahre lang vor seinem Tode sah er sie nicht mehr. Er war Augenzeuge mancher Erscheinungen; sie liebte seinen Umgang und zählte ihn unter diejenigen Freunde, gegen welche sie sich mehr als gegen andere aufschloß. Durch öftere Fragen, welche er durch sie an den sogenannten weißen Geist, dessen Geschichte unter der Aufschrift „Vierte Tatsache“ im Buche

beschrieben ist, machen ließ, scheint er selbst mit dem Geisterreich in Rapport gekommen zu sein, besonders da er das Haus bewohnte, in welchem ebendieser Geist ein Jahrhundert vorher gelebt hatte. Die Szenen, welche er erlebte und welche ihn und seine Frau auf die vielfältigste Weise beunruhigten, beschrieb er selbst im Buche. Sie stehen im II. Teil S. 154—158. Bemerkenswert ist, daß ihm von der in der Geschichte erwähnten Geschwulst, die er wie von einem Geisterhauch erhalten zu haben seine Freunde versicherte, eine entzündete, etwas erhabene Stelle im Gesicht zurückblieb, die er auf keine Weise zu vertreiben imstande war. Zu vielfachen wohlthätigen Zwecken hinterließ er mehr als siebenzigtausend Gulden an Stiftungen in seinem Testamente.

Die nachfolgende Schilderung seiner letzten Lebenstage ist aus den Notizen genommen, welche seine Gattin aufzeichnete und den Freunden mittheilte.

In den letzten Jahren seines Lebens hatte der Verewigte manche Unannehmlichkeiten und besonders auch große Verluste seines Vermögens zu erdulden; allein, statt daß ihn dieses niederdrückte, erhob es vielmehr seinen Mut, und er faßte den Vorsatz, allen Bequemlichkeiten zu entsagen und seinem Berufe aufs neue zu leben. Dies war besonders im Frühjahr 1831 der Fall, so daß seine Gattin ihm öfters sagte: „Man kennt

dich ja nicht mehr, bist du denn ein anderer Mensch geworden?“ Durch den Schullehrer seines Pfarrdorfes, der ihn um diese Zeit in Heilbronn, wo er sich zuletzt aufhielt, besuchte, ließ er seiner Gemeinde sagen, daß er nun bald wiederkommen und ihr sich ganz widmen werde. Sogleich nach dem Besuch des Schullehrers, dem er noch alles Sehenswürdige zeigte, wurde er unwohl, was ihm jedoch seine Heiterkeit nicht benahm. Er gebrauchte Arznei; aber allmählich wurde die Sache bedenklicher, und er äußerte selbst, daß seine Gemütsveränderung wohl einen tieferen Grund haben könne. Auf einmal setzte er allen Gebrauch von Arzneimitteln und Speisen aus und verordnete sich nichts als weißen Zucker, er sagte: „Ich werde nun nicht viel mehr genießen, es wird die Zeit kommen, wo ich gar nichts nehmen werde, ich werde bloß noch für Wohlgerüche und Töne Sinn behalten. Auch wird mein äußeres Leben aufhören, und ich werde bloß noch im Inneren fortleben; dann begrabt mich nur nicht lebendig. Merke dir das. Ich komme nun in das Mittelreich, wo die anderen auch nach dem Tode hinkommen, ich muß die Feuerprobe bestehen, sonst können sie mich nicht im Himmel brauchen; dies ist aber eine schwere Aufgabe. Ich muß von jedem Tag meines vergangenen Lebens Rechenenschaft ablegen, da handelt es sich zwar nicht von einem jeglichen unnützen Worte, wie es in der Schrift heißt — denn dieses erläßt Gott dem

bußfertigen Sünder —, aber dem ungeachtet, wie viele Sünden stehen auf der Rechnung? — Es läßt sich nicht alles sagen. — Aber siehe, da steht mir ein Engel gegenüber, er spricht: Sei getrost, Amara! — Denn dies ist jetzt mein Name, ich bekomme aber noch einen anderen Namen.“

In diesen Geschichten war er wohl immer bei sich, aber ich fühlte wohl, wie jedes Gespräch von anderen Dingen ihn stören würde, und ließ ihn ruhig. Schlug die Glocke, so fragte er immer freundlich: „Wieviel Uhr?“ Gab ich die Stunde an, so rechnete er sorgfältig nach und sagte jedesmal: „Nun ja.“ Hielt ich ihm Wohlgerüche vor, so roch er und dankte freundlich. Oft mahnte er mich, für mich das Essen nicht zu versäumen. Wollte ich ihm auch zu seinen sonstigen Liebesspeisen zureden, so erwiderte er mit freundlichem Ernst: „Ich stehe vor Gott und bedarf keiner Speise; seid darüber ruhig, mir geht nichts ab.“ Man hörte die ganze Zeit über keine Klage, immer lag er ganz ruhig im Bett, nur verlangte er immerwährende Wachsamkeit auf ihn. In dieser Zeit würde ihn sein bester Freund durch Besuche gestört haben, weil er ihn zuviel auf die Erde gezogen hätte. Einstmals erwachte er aus seinem Schlaf und sagte ganz bewegt: „Nun sehe ich dich noch, aber ich werde erwachen, und du wirst nicht da sein!“ Als ich ihn trösten wollte, fing er sogleich an: „Ja, es sind schon Geister bestellt, die sich meiner an-

nehmen, und ich denke, meine gute Mutter wird mich auch nicht vergessen haben. Meine Seele wird sich dann abends in einem stillen Tale niederlassen gleich einer Taube, und dann bete doch recht inbrünstig für mich.“

In diesem Zustande war er in allem sehr rasch, was er gewöhnlich nicht war. Von vielen Nachtwachen ermüdet, versuchte ich einmal, im Nebenkabinett zu schlafen, weil er auch fest schlief, und ließ die Magd an der Glastüre lauschen. Auf einmal rief er mich angelegentlich zu sich und sagte sehr wehmütig: „Nicht wahr, du bleibst bei mir. Oh! Mir ist sehr bange, ich sehe die Verdammten, sie liegen im Schwefelpfuhl. Was für abscheuliche Gestalten und wie unglücklichselig? Ich kann es nicht schildern. Ach, ich sehe meinen Gott nicht mehr. Nun verstehe ich erst die Psalmen, wo es heißt: ‚Wasser gingen allzu hoch über unsern Seelen.‘ Oh! Es ist entsetzlich. Merke dir es besonders, daß die Beschreibung der Höllenqual in der Bibel diesen Zustand bei weitem nicht gräßlich genug schildert. Oh! Nicht zurück an diesen Ort“, rief er aus. „Oh! mein Erlöser!“ In diesem Jammertal tat es ihm wohl, daß ich mit ihm betete, und er fühlte die Worte des Trostes in der Versicherung, daß der Erlöser auch für ihn geblutet habe. Dennoch konnte er nicht aufhören, diesen unaussprechlich jammervollen Zustand zu schildern. Möchten doch recht viele Christen und Nichtchristen diese

Szene mit angesehen haben! Es war alles so feierlich. Sein Gott wollte sich auf einen Augenblick vor ihm verbergen und ihn allein kämpfen lassen. Doch dem Himmel sei Dank, diese qualvolle Angst dauerte nicht zu lange. Er sah seinen Gott wieder und rief nach wenigen Minuten aus: „Nun kommt eine weiße Taube und bringt mir den Lorbeerkranz.“ Nachher wandte er sich gegen mich und sagte: „Ich sehe in dir ein blutendes Herz.“ Als ich ihn um die Bedeutung dieser Worte fragte, erwiderte er nachdenklich: „Das weiß ich nicht, aber es blutet unter Dornen.“ Sah er vielleicht den Schmerz in mir über seinen bevorstehenden Verlust? Nachher fragte ich ihn, ob er meinen künftigen Lebensweg sehe, er antwortete freundlich: „Ja, ich sehe weit hinaus. Einige dunkle Punkte ausgenommen, ist dein Weg ein wahrer Frühlingsmorgen.“ Es war um Mitternacht, als er verlangte, daß dieser Tag aufgezeichnet werden solle. Ich war in der Meinung, der Tag des 16. Mai habe schon angefangen; er nahm die Uhr und sah, daß noch fünf Minuten zu zwölf fehlten, worauf er sagte: „Schreibe nicht den 16., sondern den 15. Mai 1831. Er begehrte jetzt Wasser in einem vollgefüllten Glas, tauchte ein an den Ecken künstlich zusammengerolltes Tuch in dasselbe und fuhr damit wiederholt über Nase und Augen, indem er zugleich den Namen der Dreifaltigkeit aussprach. Auf einmal gingen seine vorher festgeschlossenen

Augen auf, und er äußerte dabei: „Hätte dieses Wasser nicht seine Wirkung getan, so wäre ich erblindet.“ Die übrige Nacht schlief er ruhig. Als er in der Frühe sich ausbat, daß man keinen Unbekannten in seine Nähe kommen lassen sollte, sagte ich ihm, daß meine Schwester diesen Vormittag kommen werde, worüber er sich freute. Sie kam auch wirklich bald. Meine Schwester, da sie den Zustand bedenklich fand, ging weg, um ihrem Manne zu schreiben. Nach einer kleinen Weile fragte der Kranke: „Wo ist deine Schwester? Schreibt sie? Sage ihr, wenn sie meine Geschichte abwarten wolle, müsse sie bis Mittwoch nach Pfingsten bleiben.“ (Es war Montag vor Pfingsten, als er dieses sagte.) Seinem Arzte, der ihn besuchte, sagte er das nämliche.

An diesem Tage mußten die Prüfungen aufs neue beginnen. Zwei qualvolle Stunden hatte er ausgehalten. Nach seinen Äußerungen war es ihm, als ob er von den bösen Geistern gequält würde, als ob sie seinen ganzen Körper zerhackten und zerwühlten. In diesen Stunden hörte man die schönsten Gebete ihn aussprechen. Er ließ sich die Hände mit nassen Tüchern unwickeln, um den Brand abzuwehren, den ihm die Feinde verursachten, und seufzte unaufhörlich leise vor sich hin. Endlich wurde er ruhig, aber um über unsere Fragen Auskunft zu geben, schien er durch den Kampf viel zu ermüdet. Nach einiger Erholung rief er laut aus: „Nun ist es auf dieser

Welt vollbracht, das übrige wird im Himmel ausgemacht.“ Schon des Morgens sagte er zu mir, indem er mich zu sich hinwinkte: „Diese Nacht sagte mir mein Schutzgeist eure Namen, wie sie im Buche des Lebens geschrieben sind. Auch ich werde nun meinen (zweiten) Namen bekommen.“ Schon früher sagte er, wie schon erwähnt, er heiße Amara, er werde aber noch einen anderen Namen bekommen. Sollten wohl diese Prüfungen noch nötig gewesen sein, damit sein rechter Name ins Buch des Lebens eingetragen werden könnte?

Später fragte er meine Schwester einigemal, ob denn Nebel im Zimmer wären, denn sie verdunkelten ihm die Gnadensonne, während er seinen Blick beständig an einen gewissen Ort richtete, mit der Äußerung: „Hier steht vor mir die Gnadensonne.“ Ebenso ließ er die Fenster öffnen und sagte nachher: „Mit dieser Himmelsluft könnte ich jetzt hin wo ich wollte, mein Körper bliebe hier, aber mit dem Geist könnte ich mich jedem auf der weiten Erde mitteilen, allein ich habe nichts mehr auf dem Herzen.“ Von dem nahe bevorstehenden Pfingstfest rühmte er einen großen Einfluß auf seine geistige Vollendung. Nach einer Bewegung, als ob sein Kopf erschüttert würde, sagte er: „Ich sehe die Gerechten in Menge vor mir wandeln.“ Auf meine Frage, ob sie auch verschiedenen Geschlechts seien, erwiderte er: „Dort ist weder Mann noch Weib, weder Jüngling noch Jungfrau, die Kraft und Stärke der

Männer mildert sich in Liebe und Glauben, und die Schwäche der Weiber kräftigt sich hinauf. Da ist nur eine Harmonie und eine Seligkeit. Ach! Wie ist mir nun so leicht? Ich käme dort in einer Stunde weiter als hier in drei Jahren.“ Auf die Frage, ob er denn auch unter den Gerechten sei, lächelte er und sagte: „Ich bin noch unter den fernstehenden Dienern, aber ich werde so glücklich wie sie.“ Ich fragte: „Werden diejenigen, welche auf der Welt viele Widerwärtigkeiten und Kränkungen erlitten haben, jenseits glücklicher? Wirst du es auch sein?“ Hierauf faltete er die Hände und sagte: „Jawohl! Wie oft habe ich des Morgens beim Erwachen gebetet: Vater, hilf mir aus diesem elenden Leben. Ach! Wie ist mir jetzt so leicht, ich fühle kein Hindernis mehr.“

Nach einigen Stunden Ruhe sagte er: „Meine Zeit ist abgekürzt, der Mondwechsel ist eingetreten, es dauert nur noch bis übermorgen.“ Indessen war auch mein Schwager angekommen, trat vor ihn und unterhielt ihn. Er fühlte große Unruhe und ließ sich Essigumschläge machen. Nach mehreren Minuten verklärte sich sein Blick, und er machte mit dem Kopfe einige Verbeugungen, aus allem war abzunehmen, daß er herrliche Gestalten vor sich haben müsse, auch äußerte er, Jünger des Herrn zu sehen.

Gegen Abend verließen mich Schwager und Schwester auf seine Erinnerung, daß sie ruhig gehen sollten. Er war ziemlich schwach, und als

ich ihn bat, von einem Saft, den mir die Hausfrau anriet, zu nehmen, fragte er: „Wer gibt mir dieses?“ Ich nannte die Frau. Er lächelte und sagte: „Daß ihr Weiber doch immer helfen wollt, ich nehme nichts und darf nichts nehmen, ich muß als Mann die Probe bestehen und bestehe sie gerne. Laßt diesen Leib verbrennen und zu Mehl zermalmen, an ihm liegt nicht viel. Wenn man den Boden umackert und die Erde herauskehrt, so wuchert nur neues Unkraut in ihm. So geht es mit dem Leib; wenn man ihm Speisen vorsetzt, so wird das Tierische im Menschen nur noch mehr genährt.“

Nach diesen Reden wandte er sich gegen den Ort, wo er sagte, daß er die Gnadensonne erblicke, und blieb unbeweglich die ganze Nacht in dieser Richtung, aber, wie man aus allem abnehmen konnte, in seinem Innern sehr beschäftigt. Ich vermied alle Fragen, doch als er mir in die Augen sah, fragte ich ihn, ob er mich kenne? Lächelnd sagte er: „O ja! Ich kenne deine Gutmütigkeit, du hast in deinem Innern mehr, als du außen zu haben scheinst.“ Bei dieser Veranlassung erinnerte er sich der seligen H. (Seherin von Prevorst), er sagte: „Nun weiß ich, warum die II. so viel auf die Augen der anderen blickte, durch die Augen geht man hinüber ins Innere.“

Nachher klagte er über einen dämonischen Krampf im Fuße und forderte von mir dreizehn Striche mit starkem Aufdrücken. Er zählte sie

selbst. Nach den Strichen sagte er: „Nun erst verstehe ich dich recht, nun weiß ich auch, daß du diejenige Person bist, die mich durch dieses Leben führen sollte.“

In den letzten Tagen war er auch viel mit den Heiden beschäftigt, er konnte es nicht genug rühmen, wie begierig diese Seelen seien, das Evangelium Jesu zu hören und sich unterrichten zu lassen. Wie lau, sagte er, sind unsere Christen dagegen.

Der letzte Tag verfloß ruhig und ohne Störung. Er bat mich inständig, ihn nicht durch Jammer über seinen Verlust zu beunruhigen, sondern Gott um einen leichten Übergang zu bitten, was ihm auch gewährt wurde. Er starb ohne Todeskampf; mit einer leichten Erschütterung der Glieder endete sein Leben an dem Tage, wo er es vorausgesagt hatte.

Um die sicheren Zeichen des Todes abzuwarten, wozu er schon früher alle Vorsicht empfohlen hatte, waren vier Tage nötig, und so fügte es sich, daß er am heiligen Pfingsttag begraben wurde.

Ein Wort über Kaspar Hauser

Nach dem, was über Kaspar Hauser seither bekannt geworden ist, stellte er bei seinem Erscheinen in Nürnberg ein höchst merkwürdiges Beispiel eines rein seelischen, kindlich-tierischen

Menschen von sehr guter natürlicher Art, ein Beispiel der isolierten Vernunft eines Kindes dar, dessen Organe sich bereits zum Jünglingsalter entwickelt hatten. Durch seine Vereinzelung und einfache Lebensart war der Ausbruch des Bösen bei ihm zurückgehalten, er war von aller Bekanntschaft damit, von allem Reiz dazu abgeschnitten, sein weiches Gemüt fügte sich leicht in die ihm vorgeschriebene Ordnung, und so bewahrte er auf alle Weise seine Unschuld, wie ein in der Welt erzogenes Kind es nie vermag. Man folgere daraus nichts für die natürliche Güte des Menschen überhaupt; die natürliche Sündhaftigkeit oder Sündfähigkeit wohnt so gewiß in einem jeden als die Brennbarkeit in einem brennbaren Stoff, der aber nicht brennen wird, solange man ihn sorgfältig verschließt. Und so, wie es Selbstzünder gibt, so offenbart sich auch bei Kindern der Trieb zum Bösen oft, ja meistens ganz von selbst, und es ist die Frage, ob nicht bei längerer Versperrung des gutmütigen Hauser sich auch an ihm Spuren der großen Erbkrankheit entdeckt hätten, wäre es auch nur durch Widerspenstigkeit gegen seinen Ernährer gewesen, der ihm, wenn man seine Ansprüche als Mensch und deren Vorenthaltung auf einen Augenblick hinwegdenkt, eigentlich nichts Böses antat, wie Hauser selbst erkannte, ihn weder peinigte, noch ihm etwas entzog, wonach er hätte verlangen können. Diese ist zuverlässig mit Ja zu beantworten. Und da

eine langjährige Gewöhnung allezeit bleibende Folgen hat, so war Hausers Geschick insofern ein günstiges, als er wenigstens bis in sein siebzehntes Jahr allem bösen Einfluß von außen unzugänglich und in der Erstorbenheit der üblen Neigungen der menschlichen Natur verblieben war. So scheußlich demnach das Verbrechen seiner Gefangenhaltung, leiblichen und geistigen Verkrüppelung immerhin sein mag, so möchte man doch bedauern, daß ihm, wenn er sich über die verlorene Jugendzeit betrübte, die Sache nicht von dieser Seite zum Trost scheint vorgestellt worden zu sein. Übrigens, wovon hier mit wenigem eigentlich die Rede sein soll, zeigte K. Hauser an sich, was man nie so rein selbständig findet: die ganze indifferente, weder vom erwachten Verstand emporgehobene, noch von körperlichen Potenzen unterdrückte Vernunft der Seele in einem menschlichen Organensystem; woraus deutlich wird seine große Empfindlichkeit für die Dinge der Außenwelt und für ihre innersten, uns meist unwahrnehmbaren Kräfte, die Stärke des niedern Seelenvermögens bei ihm, besonders des Gedächtnisses, sein durchaus sinnliches, wenn auch als solches sehr gesundes Urteil und sein Mangel an Empfänglichkeit für geistige Begriffe. Es ist hier immer nur vom Anfang seines Lebens in der Freiheit die Rede. Seine einfache Kost und alle leiblichen und geistigen Entbehrungen hatten beigetragen, die Seele in ihm als Seele, jedoch eines

Menschen, in einem möglichst unvermischten Zustande zu erhalten und ihr nichts zu lassen oder zu geben als sich selbst und ihre sinnliche Vernehmungsgabe, die, als er in die Welt kam, nackt hervortrat. Die der Seelenvernunft gleichfalls eigne Wahrnehmung dessen, was gar nicht in die äußeren Sinne fällt, äußerte sich bei K. H. allerdings auch, aber nur in Träumen oder dunklen Vorempfindungen. Ganz richtig fing Professor Daumer seinen Unterricht über das Dasein und Wesen Gottes bei ihm mit Bildern aus der sinnlichen Natur an, indem er ihn auf das in ihm denkende und handelnde Unsichtbare aufmerksam machte und ihn aus der gleichzeitigen Bewegung seiner beiden Arme überzeugte, daß Gottes unsichtbare Macht auf einmal an verschiedenen Orten wirksam sein könne. Wohl mögen dagegen andere theologische Gespräche, die schon geistige Begriffe bei ihm voraussetzten, ihm unverständlich und für ihn zurückstoßend gewesen sein; wenn sie auch vielleicht nicht völlig verdienten, was Hr. von Feuerbach in seiner Schrift „Kaspar Hauser“ (Ansbach b. Dollfuß. 1832) dieser Fakultät und der medizinischen aus den Bemerkungen Kaspars zuspundet, welcher glücklicherweise noch keine nähere Bekanntschaft mit der juristischen Fakultät gemacht hatte. Wenn Hr. v. F. sagt: „Aus diesem Wenigen mag man schließen, wie es vollends mit der positiven Religion, mit der christlichen Dogmatik, mit dem Geheimnis der

Versöhnungslehre und andern dergleichen Lehren stand, worüber seine Äußerungen anzuführen ich mich gern enthalte“ — wenn er sagt, daß H. sich in Kirchen übel gefühlt, die Kruzifixe ihm Schauern erregt, weil seine Vorstellung den Bildern Leben verliehen, das Singen und Predigen ihm als ein widriges Schreien vorgekommen sei: so haben wir hier nichts als das natürliche seelische Urteil, dem alles Geistige oder Geistliche paradox ist (1. Kor. 2, 14), wenn es auch aus einem unschuldigen Gemüte kommt, wie bei unsern abgefallenen Christen nicht, sondern bei ihnen vielmehr aus einem schuldbewußten und feindseligen. Wenn endlich Hr. v. F. sagt, K. H. sei bei Zeit den Ammenmärchen der Wärterinnen entrückt gewesen, habe daher eine von jedem Aberglauben freie Seele auf die Welt des Lichts mitgebracht, „über den Glauben an Gespenster spotte er als über die unbegreiflichste aller menschlichen Albernheiten“: so haben wir auch hier nichts anderes als ein sinnliches Urteil, das nie berichtet worden ist, wie das von dem unsichtbaren Gott, und das uns hoffentlich so wenig wird zur Maßnahme für unser Urteil dienen sollen als die offenbaren „Albernheiten“ des guten Kindes Kaspar. Denn sonst müssen wir auch gleich ihm den Katzen befehlen, mit den Pfoten zu essen, den Ochsen, sich nicht auf die Straße schlafen zu legen usw. Wäre er bestimmt oder organisiert gewesen, Eindrücke jener Art aus der unsicht-

baren Welt zu empfangen, so würde er in der Hinsicht seinem Biographen vermutlich selbst zum Spott geworden sein, anstatt daß derselbe jetzt, hinter ihm versteckt, Pfeile gegen die „menschlichen Albernheiten“ verschießt, die Kaspar nicht geteilt habe. Die sogenannten Gespenster sind Wesen aus einem eignen Naturreich, welcher Reiche es sogar noch mehr außer unserm Sinnenreiche gibt, das an sich schon mit Fragen anfängt, endigt, umschlossen und überall durchdrungen ist. Albernheit ist daher vorzüglich die Unwissenheit, welche den gelehrtesten Weltmenschen bewohnen kann.

Parallelen zwischen Kaspar Hauser und der Seherin von Prevorst, besonders in physischer Hinsicht

Wie bei der Seherin von Prevorst an der Seele Statt die gestaltenden und bewegenden Kräfte der äußeren Natur auf den verlassenen, noch lebensempfindlichen Leib einwirkten, die Kräfte, welche den Stein gebildet oder der Pflanze und dem Tiere ihr Wachstum gaben, so geschah es auch bei jenem von früher Kindheit auf von der Außenwelt gewaltsam abgeschlossenen Kaspar Hauser. Auch in ihm veranlaßte in den ersten Monaten, als er mit der Außenwelt wieder vereinigt wurde, der Geist der Steine, Metalle und

Pflanzen ähnliche Erschütterungen wie in jener magnetischen. Von Metallen fühlte er ein besonderes Ausströmen in sich. Tabaksfelder, die auf gewöhnliche Menschen keinen Einfluß äußerten, waren ihm unerträglich; die Nähe eines Kirchhofes, die er auf bedeutende Entfernungen hin fühlte, erregte ihm Brustschmerzen; ein Tropfen Fleischbrühe verursachte ihm Fieber. Den Einfluß mancher Menschen, namentlich starker Männer, beschrieb er als einen Zug in sich hinein, der sich durch Kaltwerden, kalten Schweiß und Zuckungen aussprach. Auch auf ihn waren Töne von gleicher Einwirkung wie auf die Seherin, und Herr von Feuerbach sagt in dieser Beziehung von ihm: „waren die letzten Töne (einer Musik) schon verhallt, blieb er noch lauschend und unbeweglich stehen, gleichsam als wolle er die letzten Schwingungen dieser für ihn himmlischen Laute in sich aufnehmen oder als habe die Seele ihren Körper in Erstarrung zurückgelassen, um diesen Klängen nachzuziehen.“

Bei Tönen von Glocken sagte die Seherin von Prevorst oft, als die Glockentöne für andere Hörer schon längst verhallt waren, sie höre noch immer tönende Schwingungen, die andere nicht mehr vernahmen und die von äußerster Zartheit und Wohllaut seien.

So war es auch bei Kaspar Hauser, er stand, als die letzten Töne schon verhallt waren, noch immer lauschend, nicht als wolle er „die letzten

Schwingungen dieser für ihn himmlischen Laute in sich aufnehmen oder als habe die Seele ihren Körper in Erstarrung zurückgelassen, um diesen Klängen nachzuziehen“, sondern weil sein geschärfter Sinn, wie der der Seherin von Prevorst, da noch immer tönende Schwingungen hörte, wo für andere Ohren mit gewöhnlichem Gehörsinn schon längst keine mehr hörbar waren.

Merkwürdig ist, daß der Mond die gleiche Einwirkung auf Kaspar Hauser wie auf die Seherin von Prevorst hatte. Herr Professor Daumer sagt in seinen vortrefflichen Mitteilungen über Hauser: „Wenn er den Mond mehr als flüchtig ansah, so fror ihn durch den ganzen Leib, und Bewegungen des Schauders waren an ihm bemerkbar. Auch als er ihn in sehr warmer Jahreszeit, noch zu Anfang des August oder später, wie einmal im Oktober den Vollmond vom geheizten Zimmer aus, in dem er sich schon lange Zeit befunden hatte, betrachtete, erregte er in ihm Frost und Schauer.“

Und so steht in der Seherin von Prevorst, 1. Teil, 1. Auflage 1829: „Sah Frau H. den Mond an, so erregte er in ihr Gefühl von Traurigkeit, Kälte und Schauer.“ So sagt Frau H. auch bei der Erklärung jener Kreise (1. Teil, S. 227) bei dem zweiten Ring, den sie als den Mond bezeichnete: „Im zweiten Ring war es mir kalt und schauernd, es muß eine kalte Welt sein,“ und weiter unten sagt sie daselbst: „Der Ring, wo ich

die Kälte fühle, ist nichts anderes als der wirkliche Mond.“

Wie bei der Seherin, war auch bei Hauser magnetischer Einfluß von Erfolg, je nach der Person, die ihn ausübte; denn er fühlte wie die Seherin das Physische und das Psychische im Menschen.

In der Geschichte der Krankheit, die auf seine gewaltsame Verwundung erfolgte, erzählt Herr Professor Daumer (S. 65 seiner Mitteilungen):

„Als er noch nicht lange zu sich gekommen war und jemand, den Mesmerismus anwendend, ihm mit den Händen die Brust herunterzustreichen anfang, bewog ich diesen zwar sogleich, von seinem Vorhaben abzustehen, dennoch klagte der Kranke darauf über Vermehrung der Schmerzen und hatte bald wieder einen Paroxysmus. Bald bot sich mir jedoch eine Gelegenheit dar, den Mesmerismus mit großem Nutzen in Anwendung zu bringen, indem ich unter den zu Wärtern und Wächtern bestellten Männern einen fand, der, allem Anschein nach rein, gesund und sehr robust, dabei wohlwollend gegen Hauser gesinnt, mir hierzu tauglich schien. Ich ließ ihn die Hände auf die mit einem wollenen Wams bekleideten Arme Hausers legen, worauf Linderung der Schmerzen und allgemeines Wohlseingefühl erfolgte. Das zweite Auflegen hatte Einschläferung und den ersten erquickenden Schlummer zur Folge. Den folgenden Abend machte ein kurzes

Auflegen der Hände jenes Mannes, daß er urinieren konnte, was er sonst bei vielem Trinken zu seiner Beschwerde nicht sobald vermochte. Bald darauf fiel er, wie den vorigen Tag, in einen kurzen erquickenden Schlummer, worauf ihm um recht vieles besser war. Auf der bloßen Hand konnte er des Mannes Hand nicht leiden, auch nicht auf der bekleideten Brust, die jetzt der schmerzlichste Teil des Körpers war. Die Auflegung auf den unteren Teil der Arme aber zog nach seiner Aussage die Schmerzen aus der Brust hinweg, eine später öfters vorkommende Erscheinung.

Als der Mann einmal ein wenig mit der Hand herabrückte, fing Hausers Hand zu zittern an, und es entstand Kopfschmerz. Ein erneutes ruhiges Auflegen ließ beides fast sogleich verschwinden. Auch dieses Auflegen jedoch durfte nicht lange und nur nach Wunsch des Kranken geschehen, wenn es ihm wohlthätig sein sollte. Verschwinden der Müdigkeit, leichteres Urinieren, Schlaf und Linderung der Schmerzen war fortwährend die Folge dieses Auflegens.

Vorzüglich wohlthätig war es ihm, dem Mann in die Augen zu schauen, was er oft sehr lange tat. Schon ein kurzes Anblicken verminderte ihm die Lichtscheu der Augen. (Auch die Seherin von Prevorst bediente sich des Schauens in anderer Augen, namentlich in die nervenstärkeren Personen, als eines Heilmittels für sich.)

Eine Person, die eine Zeitlang an seinem

Bette stand, empfand er sehr übel und bekam dadurch Aufstoßen mit Heraufkommen bitteren Wassers aus dem Magen. (Wahrscheinlich war diese Person eine am Magen leidende, und sie erweckte in Hauser ähnliches Leiden. So hatte bekanntlich auch die Seherin von Prevorst ein außerordentlich zartes Gefühl für Krankheitsgefühle anderer.) Von einer Katze empfand er Ziehen, dann unangenehmes Abstoßen. Als er in den Spiegel schaute, empfand er in der Wunde und in den Augen ein starkes Ziehen zum Spiegel; es war ihm, als stürze Blut aus der Wunde, und im Körper fühlte er Frost. Das Quecksilber des Spiegels bewirkte dies. Bei Hauser wirkte oft die Annäherung eines Fingers an das verschlossene Arzneigläschen so viel oder noch mehr und auffallender, als bei gewöhnlichen Kranken das Einnehmen einer gewöhnlichen Arzneigabe zu wirken pflegt.

Wie bei der Seherin, war auch bei Hauser die Wirkung der Mineralien hauptsächlich in der linken Hand ausgezeichnet*. Wie bei ihr, war auch bei ihm das Ahnungsvermögen sehr gesteigert, wovon hauptsächlich die Vorausahnung des Mordversuches, der an ihm gemacht wurde, ein Beispiel ist.

Nach den bestimmten Angaben Hausers fing

* So hütete er sich auch wegen Schmerzlichkeit der Empfindung, seine linke Hand in die Hand eines anderen zu legen.

die Ahnung am Montag und Dienstag vor dem Sonnabend, an welchem die Tat geschah, sich zu regen an und trat am Mittwoch mit voller Bestimmtheit ein. Es befahl ihm des Morgens Angst und Frostschauder, mit der Vorstellung verbunden, es werde jemand kommen und ihn umbringen. Dieses Gefühl hatte er vier Tage lang bis zur Begebenheit, und wenn es ihn verließ, so kam es doch nach einer halben oder ganzen Stunde wieder. Wenn er allein im Zimmer war, kam es ihm vor, als sei ein (unbestimmter) Mann darin, auf der Straße, als gehe ihm ein Mann nach, nach welchem er sich auch umsah. Am Sonnabend vormittag vor der Tat war das Gefühl am stärksten. Es befahl ihm mitten auf dem Markte unter vielen Menschen mit Frostschauder und Vorstellung von Ermordung, die heute oder morgen an ihm geschehen werde, so daß er seine Begleiterin, ohne ihr jedoch einen Grund zu nennen, antrieb, nach Hause zu gehen. Er hatte bestimmt die Vorstellung von Erschlagenwerden (nicht z. B. von Erstoehenwerden). Die Vorstellung, daß er in seiner Wohnung ermordet werden solle, hatte er nicht, er fühlte nur im allgemeinen Angst vor der Ermordung. Bis zum Sonnabend ward es mit jedem Tage ärger; gleich als er am Sonnabend aufwachte, befahl es ihn mit der größten Stärke, und höchst schmerzhaft wurde ein grabendes Gefühl in der Brust. Nicht lange vor der Begebenheit klagte er mir

Unwohlsein und bat um Erlaß einer Lehrstunde, die er außer Hause zu nehmen hatte, dabei sagte er, es sei ihm so heiß, und er griff dabei nach dem Kopfe. Die Angst in ihm wurde immer größer, und wahrscheinlich spannte sich diese auf das höchste, als es ihn zur ungewöhnlichen Zeit zu Stuhle trieb, als ihm der Mörder, in Erwartung, daß er wie gewöhnlich um diese Stunde ausgehen werde, auflauerte, wodurch es kam, daß der Mordversuch am Abtritt vorfiel.

Auch magnetische Träume hatte Hauser, und er vermochte zwischen Wachen und Träumen lange keinen Unterschied zu machen, weil er auch in seinem anscheinend wachen Zustande, wie die Scherin, doch nicht wach, sondern immer im Traumring war. Dennoch hatte er aber die Gabe, Geister zu sehen, mit der Scherin nicht gemein, wie auch diese Gabe, wie in der Scherin von Prevorst öfters angeführt ist, eine von magnetischem Zustande unabhängige, besondere Gabe ist. „Über den Glauben an Gespenster (sagt von ihm Herr von Feuerbach in seiner Weltbildung) spottet er als über die unbegreiflichste (!!!) aller menschlichen Albernheiten (!!!), und er fürchtete nichts als den unsichtbaren geheimen Unheimlichen, dessen Mordwerkzeug er empfunden hatte. Gäbe man ihm Bürgschaft, daß er gegen diesen Mann gesichert sei, so würde er zu jeder Stunde der Nacht auf einen Kirchhof gehen und ohne Grauen über Gräbern schlafen.“

Herr Professor Daumer sagt von ihm in seinen Mitteilungen, 1. Heft S. 57: „Über die merkwürdige Ahnung, die ihn in den dem Mordversuch vorausgehenden Tagen befiel, äußerte sich Hauser erst nach dem Vorfall mit Bestimmtheit, weil er verlacht zu werden fürchtete und seine Empfindlichkeit gegen Spott und Lächerlichwerden so groß war, daß er aus Furcht vor diesem jede andere Furcht zu unterdrücken oder zu verbergen suchte.“

Hätte Hauser nun auch wirklich die Gabe, Geister zu sehen, gehabt, so hätte er sie wohl bei seiner von Herrn Daumer bezeugten so großen Empfindlichkeit gegen Spott und Lächerlichwerden allein in sich vergraben; denn durch was hätte er sich in der gebildeten Welt, in der er nun einmal zu leben gezwungen war, lächerlicher machen können als durch den Glauben an Geister, nach Herrn von Feuerbach „die unbegreiflichste aller menschlichen Albernheiten“? Bei seiner Furcht, lächerlich und verspottet zu werden, konnte er, mochte er diese Furcht nicht bezwingen, allerdings nichts Besseres tun, als mit Herrn von Feuerbach diesen Glauben für eine lächerliche Albernheit zu halten; so wurde er nicht verspottet, was er so sehr fürchtete, sondern noch eher gelobt.

Beispiele des Wunderbaren aus dem Nachlaß eines glaubwürdigen Mannes

1. Einer Crisiake, nachdem sie geäußert, wie sie in kurzem ihrem Magnetiseur einen Kräutertrank zu verordnen für gut finde, wurden, zwar auf ihr Verlangen, jedoch mit ungewohnter Eilfertigkeit, die Augen geöffnet; sie erwachte plötzlich und sagte, gewissermaßen betroffen, doch mit Heiterkeit: „Wunderbar! Ich befand mich am Abhang eines Hügels, mitten unter den Kräutern, als ich geweckt wurde.“ Sie setzte hinzu: „Die Kräuter kamen mir aber anders vor, als ich sie gewöhnlich sehe; sie schienen mir durchsichtig, und es war mir, als wären mir ihre Kräfte und Eigenschaften genau bekannt.“ Auf die Anfrage, ob sie sich des einen oder des anderen dieser Kräuter erinnere, nannte sie eines, und zwar dasselbe, welches sie zehn bis zwölf Tage nachher als erstes Ingredienz zu dem vorgedachten Kräutertrank verordnete.

2. Ein junger Mann hatte sich vor mehreren Jahren, und ohne daß man die Bewegungsgründe dazu kannte, heimlich von seinen Anverwandten entfernt, und ungeachtet aller desfalls angestellten Nachforschungen war dessen Aufenthalt unbekannt geblieben. Die Verwandten befragten darüber eine Crisiake, welcher sie ebensowenig als der Abwesende bekannt waren. Nach einigem Nachsinnen beschrieb sie genau des letzteren Figur und Kleidung, gab die Ursachen seiner Entfer-

nung an und versicherte, daß er übers Meer gegangen sei und sich in einem Handelsplatze aufhalte, wo er, jedoch ohne Handelsmann zu sein, sich viel mit Waren abgebe, und daß man nächstens bestimmte Nachricht von ihm erhalten werde, indem ein Brief von ihm an seine Verwandten unterwegs sei. Wenige Wochen nachher kam dieser Brief an, woraus man ersah, daß der Abwesende sich in einem Handelsplatze, wenn ich nicht irre, des nördlichen Amerikas befand und daselbst das Geschäft eines Maklers trieb. In einer Unterredung, die ich gleich nachher und während der nämlichen Krisis mit der Crisiake hatte, bezeugte ich ihr meine Verwunderung, daß es ihr möglich gewesen sei, unter so vielen Millionen Menschen einen ihr völlig unbekanntem aufzufinden, und hierauf erhielt ich die Antwort: „Auch würde ich ihn nie gefunden und ebenso wenig nach ihm geforscht haben, wenn die so eben gegenwärtig gewesenen Personen nicht mit mir in Rapport gesetzt worden wären und wenn sie nicht auf mein Ansuchen stark an ihn gedacht und ihn sich gleichsam vergegenwärtigt hätten; unter solchen Bedingungen nur wurde ich fähig, ihn unter so vielen anderen zu erkennen. Übrigens ist selbiger in seiner Qualität als Mensch mir ebensowenig fremd und ebenso nahe verwandt als ein anderer (nicht den Erscheinungen in der Körperwelt nach, sondern in Betracht seiner wesentlichen Existenz). Ihre Verwunderung wäre

nur dann begründet, wenn die Schöpfung stufenweise oder mittelst mehrerer verschiedenartiger Kräfte stattgehabt hätte; aber aus einer und derselben Kraft ist alles entstanden, die Schöpfung geschah auf einmal, die ganze Schöpfung ist eins, alles in ihr hängt zusammen, und wenn Sie auf einen Grashalm treten, so treten Sie auf einen Teil des harmonischen Ganzen.“

3. Eine andere Somnambule, welche man schon zu verschiedenen Malen versichert hatte, daß eine gewisse Pflanze, die sie zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit sich verordnet hatte, in der damaligen Jahreszeit nicht zu finden sei, erwiderte mit sichtbarer Ungeduld: „Freilich ist sie zu finden!“ und bezeichnete darauf einen ungefähr eine Viertelstunde von der Stadt entlegenen Garten, in den sie nie den Fuß gesetzt und dessen innere Anlage ihr nicht bekannt sein konnte, mit der Versicherung, daß in der Mitte desselben linker Hand mehrere Bretter lägen und daß unter diesen man die verlangte Pflanze antreffen würde. Man fand sie wirklich auf der bezeichneten Stelle.

4. Ebendieselbe, nachdem sie entdeckt hatte, daß ihre anhaltende Unpäßlichkeit von einem in ihren Eingeweiden hausenden Wurm herrühre, verordnete sich nach und nach mehrere Mittel, die man ihr anfänglich nicht ohne große Besorgnis, jedoch allmählich mit größerem Zutrauen reichte und die ungeachtet ihrer Heftigkeit nicht

nur keine nachtheiligen Folgen hatten, sondern ihr auch merkliche Erleichterung verschafften. Endlich, nach Verlauf mehrerer Wochen, verlangte sie, um sich von dem ihr so lästigen Wurm ganz zu befreien, ein ätzendes und tödliches Gift, und zwar in einer Quantität, die, unter mehr als zwanzig baumstarke Männer verteilt, sie alle unfehlbar getötet hätte. Alle Vorstellungen dagegen fruchteten nichts; sie bestand so wiederholend und dringend darauf, daß zuletzt ihr Vater und ihre anderen Verwandten, durch alles Vorhergegangene zuversichtlich geworden, einwilligten, daß es ihr gereicht würde. Nur mit Mühe und unter mancherlei Vorwand wurde die Dosis aus mehreren Apotheken zusammengebracht. Während der dazu bestimmten Krisis reichte man ihr aus unzeitiger Besorgnis, indem unter anderen Umständen schon ein weit geringerer Teil sie zu töten hinreichend gewesen wäre, die Hälfte; unwillig stieß sie selbige zurück und verlangte das Ganze. Nachdem sie das Gefäß, worin es enthalten war, einige Sekunden lang in der Hand gehalten hatte, leerte sie es rein aus und hielt sich bis zum Erwachen aus der Krisis völlig ruhig. Am folgenden Morgen ging der Wurm von ihr, und sie genas. — Schade, daß der Arzt des Hauses, der, ohne jedoch sich direkt damit zu befassen, den Gang ihrer Krankheit beobachtete, der sich in den Folgen, die er von den heftigen Arzneimitteln erwartete, die der Kranken ge-

reicht worden waren, immer betrogen fand und welcher gegenwärtig war, als sie das tödliche Gift, wovon die Rede ist, verschluckte, seinen darüber gefertigten Aufsatz, aus leicht zu er ratenden Gründen und Verhältnissen, dem Publikum vorzuenthalten gemüßigt ist.

5. Eine andre war mehrmals, in Abwesenheit der Dame, die sie gewöhnlich magnetisierte, von einem Hausfreund, einem Geistlichen, dem sie, man weiß nicht warum, abgeneigt war, gleichsam wider ihren Willen magnetisiert und in Krisis versetzt worden. Wie das möglich sei, läßt sich folgendermaßen erklären: Die Crisiake, jedesmal, bevor sie die Krisis verläßt, bestimmt genau die Stunde und Minute, wo sie wieder in Krisis versetzt werden will; zu dieser von ihr bestimmten Zeit empfindet sie äußerst lebhaft das Bedürfnis, magnetisiert zu werden, sie vermag nicht, sich dessen zu erwehren, und läßt in Abwesenheit des gewöhnlichen Magnetiseurs sich von jedem magnetisieren, der sich dazu versteht. Eines Tages nun, da jener Geistliche sich abwesend und auf einem von dem Aufenthalt der Crisiake mehrere Stunden entfernten Landgute befand, wurde diese von der sie gewöhnlich magnetisierenden Dame in Krisis gebracht. Während derselben ballte sie zu verschiedenen Malen die Hände, gebärdete sich, als wenn sie Stöße austeilte, und sagte mit sichtbarer Zufriedenheit: „Jetzt habe ich ihn!“ (hier nannte sie den Namen des

Mannes) „jetzt will ich mich rächen!“ Einige Sekunden darauf setzte sie hinzu: „Jetzt ist es genug.“ Bei der denselben Abend erfolgten Zurückkunft dieses Mannes wurde er befragt, wie er den Tag zugebracht habe? „Sehr angenehm,“ gab er zur Antwort; „doch bald nach Tische, während ich mich mit der Gesellschaft im Garten unterhielt, war mir, als empfinde ich zu beiden Seiten des Hauptes sehr empfindliche Stöße; der Schmerz, den sie mir verursachten, zwang mich, das Gesicht zu entfernen, und teils aus Unruhe, teils aus Furcht, Aufsehen zu erregen, entfernte ich mich von der Gesellschaft; es hielt aber nur wenige Sekunden an.“ — „Um welche Zeit?“ — „Gegen vier Uhr.“ — Dies war gerade die Zeit, wo die Crisiake ihre Rache an ihm auszuüben versicherte.

6. In Str. unter andern war es Gebrauch, daß der Magnetist nach geendigtem Magnetisieren seiner Patientin eine runde Glasscheibe hinterließ, die er zuvor magnetisiert hatte und die sie auf der Brust tragen mußte. Man hielt dafür, daß mittelst derselben der Rapport zwischen Magnetiseur und der Patientin besser unterhalten werde. Zufällig zerbrach die Glasscheibe, deren sich eine Somnambule schon seit langer Zeit bediente. Indem sie sich darüber beklagte, versprach ich ihr den folgenden Tag eine andere zu bringen. Ich händigte ihr selbige, während sie in Krisis war, ein; es war eine runde, reine, auf beiden Seiten konvex geschliffene Glasscheibe.

Sie fing damit an, selbige zwischen den Fingern beider Hände geschwind und während ungefähr einer halben Minute herumzudrehen; dann nahm sie selbige in die linke Hand und hielt die Fingerspitzen der rechten gegen sie, indem sie dieselben bald näherte, bald davon entfernte, gleich als ob sie versuchte, das aus den Fingerspitzen strömende magnetische Fluidum mehr oder weniger darin zu konzentrieren. Nachdem sie diese Operation mehrmals wiederholt hatte, sagte sie: „Dies Glas ist gut, es nimmt gut an und gibt gut wieder zurück; dies will ich behalten“; worauf sie es ihrem Magnetiseur zustellte. In diesem Augenblick zog ich einen Kristall, ungefähr auf gleiche Art geschliffen und von der nämlichen Größe, hervor und bat sie zu untersuchen, ob dies Glas, wie ich es nannte, nicht noch besser sei. Sogleich machte sie damit die nämliche Operation, wie mit der Glasscheibe, jedoch mit dem Unterschied, daß sie ihn länger wie diese zwischen den Fingern herumdrehte und dabei in Nachdenken verfiel. Nach einer Weile sagte sie: „Es ist doch ganz besonders, dies Glas nimmt gut an, gibt aber nicht gut wieder zurück.“ Nachdem sie den Versuch damit mehrere Male wiederholt hatte, warf sie ihren Kopf zurück und hatte das Ansehen, als wenn sie über etwas nachdächte, und bald darauf sagte sie mit lächelnder und zufriedener Miene: „Jetzt sehe ich es: jenes hat die Hand des Menschen, dieses aber hat die Natur gemacht.“

Hierbei ist zu bemerken, daß sie im wachenden Zustande den Unterschied zwischen Kristall und Glas nicht kannte, von der Existenz der Kristalle nichts wußte und glaubte, daß diese Benennung allem reinen, schöngeschliffenen Glase zukomme.

Alle vorstehenden Beispiele gehören dem Magnetismus an und sind aus dessen früherer Zeit, aus dem vorigen Jahrhundert. Der ehrwürdige Greis, aus dessen schriftlichem Nachlasse sie genommen sind, ist, wie man sieht, zum Teil Augenzeuge davon gewesen. Einsender dieses hat ihn genau gekannt. Nachdem sich noch wunderbare Äußerungen in diesem Fach seitdem gezeigt haben, sind sie um so glaubhafter, mögen indessen immer noch zur Bestätigung und Vervollständigung der gemachten Erfahrungen dienen. Ein andermal vielleicht ein paar Blätter von einem anderen Zweig des Wunderbaums aus derselben Verlassenschaft.

Anmeldung von Verstorbenen

Der vormalige Dr. M., auch Medizinalrat Ehrmann zu Frankfurt a. M., geboren zu Straßburg und im vorigen Jahrzehnt zu Speyer gestorben, ein ausgezeichnete praktischer Arzt und sehr gelehrter Mann, übrigens ein Liebhaber des Scherzes und der Laune, war bei allem Vergnügen am

Außerordentlichen nichts weniger als entschieden gläubig in der Geistersache. Als im Jahre 1804 Wötzel's „Erscheinung meiner Gattin nach ihrem Tode“ herausgekommen war, so schrieb Ehrmann 1805 eine darauf bezügliche kleine Gelegenheitschrift unter dem Titel „Onirus“ (der Traumgott), welche nicht in den Buchhandel gekommen ist. In dieser wird die Sache humoristisch hingeworfen, ungefähr wie in Kants „Träumen eines Geistersehers“, und am Ende aus Coma vigil oder der wachenden Schlafsucht erklärt, so daß alles Visionswesen auf den sehr schwankenden Füßen der Träumerei ruhen soll. Inzwischen muß der spöttelnde Psycholog doch noch zwei merkwürdige Erfahrungen erzählen, die wohl verdienen, gekannt zu sein, eine von einem andern, und die andere sogar von sich selbst. Vermutlich scheute er nur den Ruf eines Geistersehers oder wollte nicht mehr behaupten, als streng erweislich war. Friede sei mit seiner Seele! Wir glauben nichts Unerlaubtes zu tun, wenn wir seines, auf dem Titel der Druckschrift selbst befindlichen Namens mit verdientem Lobe erwähnen.

I

S. 50 heißt es wie folgt: „Der verstorbene Hofrat Senkenberg (der Gründer der berühmten Senkenbergischen Stiftung zu Frankfurt) ließ in der Lebensbeschreibung seiner Gemahlin, einer

geborenen Riese, seinen Mitbürgern kund und zu wissen tun, daß sie ihm, während ihr Leichnam noch in seiner Behausung lag, dreimal geklopft hätte, einmal an der Stubentüre, das andere Mal am Kleiderschrank und das dritte Mal am Sargdeckel, und indem war es, als ginge etwas zwischen uns durch, nicht mit dem Gesichte, sondern dem Gefühle nach, und uns überlief, ungeachtet wir ohne Furcht und leere Einbildung waren, auf gleiche Zeit ein Schauer, der uns nicht schreckhaft, sondern vielmehr ~~sch~~schreckhaft machte'. Dr. Johann Christian Senkenbergs Nachricht von seiner Ehefrau Johanna Rebekka, geborene Riese, christlichem Leben und seligem Tode. Frankfurt a. M. 1743, in Fol. (gehört unter die rariora).“

2

Die andere Geschichte macht eigentlich die Grundlage der kleinen Schrift aus und wird in brieflichen Aktenstücken erzählt, woraus wir folgendes ausziehen: Im Sommer 1804 reiste Dr. Ehrmann nach Straßburg auf Besuch und fand daselbst unter wenigen alten Freunden seinen ehemaligen Lehrer, Magister Schmidt. Ihm teilte er das von Haus mitgenommene Wötzelsche Buch zum Lesen mit, worüber derselbe ein unentschiedenes Urteil fällte. Sie unterhielten sich oft über die Wahrheit der Erscheinungen. Als nach einigen Wochen Dr. Ehrmann

zu Straßburg Abschied nahm, so sagte Schmidt zu ihm bei der Trennung, in Gegenwart mehrerer Freunde, mit Tränen in den Augen: „Leben Sie wohl, mein teuerster Freund, ich fühle, daß ich Sie nicht mehr sehen werde; aber zählen Sie auf mein Versprechen, daß, wenn es möglich ist, Ihnen ein Anzeichen zu geben, wenn ich diese Welt verlasse, Sie den Beweis davon haben sollen.“ Diese Wiederholung einer gegebenen Zusage beim Scheiden geschah, nach dem damaligen französischen Kalender, am 24. Messidor des Jahres 12. Schon unterm 6. Thermidor erhielt Ehrmann die Nachricht von Straßburg, daß wenige Tage nach seiner Abreise von da Schmidt mit Tode abgegangen sei. Er erkundigte sich nun genau bei mehreren Freunden um den Tag und die Stunde seines Verscheidens und erhielt die Auskunft, daß dieses am 1. Thermidor (21. Juli), ungefähr um ein Uhr in der Nacht vom Freitag auf Sonnabend erfolgt sei. Die Angaben variieren nur um $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$ und längstens $\frac{3}{4}$ Stunden, wobei der verschiedene Gang der Uhren, die wenige Aufmerksamkeit, die in solchem Falle auf die Minute gerichtet zu werden pflegt, und daß diese bei einem Sterbenden oft gar nicht zu bestimmen ist, in Anschlag kommt. Eine Nachricht, bei den Hausleuten eingeholt, sagte bestimmt: um einundeinhalb Uhr in der Frühe. Die Ursache dieser sorgfältigen Nachfrage war, daß eben um halb zwei Uhr in derselben Nacht sich bei Dr. Ehr-

mann zu Frankfurt etwas angemeldet hatte. Er saß wach im Bette und dachte über gewisse Angelegenheiten nach; in demselben Augenblicke zieht es stark an seiner Hausschelle, die hinten im Hofe hing und deren Klang ihm so bekannt war, daß er sich unmöglich darüber täuschen konnte; auch hörte es seine Frau ebenfalls. Er springt aus dem Bette ans Fenster, ruft: Wer da? Niemand war an der Türe und auf der Straße alles still. Er denkt sogleich ohne näheren Grund an seinen Freund Schmidt. Die eingezogenen Nachrichten ergeben mithin ein seltsames Zusammentreffen. Über die Richtigkeit der Tatsache setzte er in der Druckschrift seine Ehre zum Pfande und erbot sich, die Briefe zum Belege der Wahrheit jedem Untersuchenden im Original vorzulegen. Hier also eine verabredete Anzeige oder das Experiment, welches Wötzel empfohlen hatte; wenigstens ist aller Grund vorhanden, es dafür anzunehmen. Merkwürdig ist, daß Dr. Ehrmann das Klingeln wachend vernehmen mußte und seine Gattin, als zweite Zeugin, mit ihm; beide Umstände schlagen seine Theorie vom zweideutigen Traumwachen, die aber wohl auch nicht ganz ernsthaft gemeint war, nieder.

3

Historisch gewiß, wie alles, was wir dafür ausgeben, ist auch dieses. Die Ehegattin des Lehrers L. in U. (nur dieses sind nicht die wahren An-

fangsbuchstaben der Namen) hatte eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen; darin befand sich die kleine Tochter des dortigen Hauptmannes. Eines Abends kam der Vater zum Besuch, herzte das Kind sehr innig und ging weg. In der Nacht gegen vier Uhr erwachte die Frau des Lehrers und sagte zu ihrem Manne: Hörst du nicht, daß dich der Hauptmann ruft? Auch er war erwacht und hatte mit des Hauptmanns Stimme seinen Namen rufen hören: „Herr L.“ Dieser Ruf ertönte dreimal. Der Lehrer stand auf und warf seinen Rock um, fand aber niemand vor dem Zimmer. Morgens kommt eine Bäuerin in das Haus und erzählt, daß sich über Nacht ein Mann bei ihrem Orte erschossen habe. Sie kannte ihn nicht; es ergab sich aber, daß er der Hauptmann war.

4

Diese zwei alten Fälle erzählt Johann v. Müller in den Briefen an Eltern und Geschwister. 1. Im Jahre 1461 zog ein von jenseits der Alpen kommender Kaufmann mit 5000 Dukaten bar über Siena nach Rom. Dieser träumte zu Siena in einer Nacht dreimal und ganz erschütternd, man schneide ihm die Gurgel ab. Er konnte es dem braven Gastwirt nicht verhehlen, der, den Kopf schüttelnd, ihm riet, zu beten, zu beichten. Nach dem Gottesdienste ritt er fort. Unterwegs wird er angefallen: von wem? von dem Beichtvater, dem er seine Geschichte erzählt hatte. (Wozu war das

nötig?) Dieser mit einem Ordensbruder tötete ihn. Indes lief das Pferd mit den Geldsäcken in das Wirtshaus zurück. Der Wirt erschrak, führte es zum Podesta. Dieser sandte auf die Straße aus, und man fand die Mönche mit blutbeflecktem Stricke; sie bekamen ihren Lohn. 2. Anselm von Ribamont, der biedere Ritter, der treue Schirmvogt (ich weiß nicht auswendig, welches französischen Klosters), begehrt frühmorgens Beichte und Abendmahl und bereitet sich zum Tode. Er war ganz gesund. Man erstaunte. Er: Ich will es euch sagen: Ingolram von S. Pol, mein Freund, der bei Maarra starb, kam diese Nacht zu mir; wachend sah ich ihn und sagte: „Wie schön, da du tot bist! Wie hierher?“ Da sprach Ingolram: „Das kommt von der schönen Wohnung, welche unser Herr mir gegeben, weil ich im Glauben für ihn starb; und es ist mir geoffenbart, daß du in eine noch schönere einziehen wirst, morgen.“ An demselben Tage traf Herrn Anselm ein Stein aus der Steinwurfmaschine. — So Johann v. Müller wörtlich. Woher er die beiden Geschichten entlehnt hat, wissen wir jetzt nicht zu sagen. Aber auch ohne daß wir, wie bei anderen, für ihre Wahrheit stehen können, wird man uns nicht verargen, sie hier aufgeführt zu haben.

5

Wolf in seinen Lectt. memor. et recond. T. 2, p. 868 führt aus Lud. Lavaterus de praesagitioni-

bus mutationes Imperiorum praecedentibus folgendes an. Fuit mihi notus Parochus quidam, vir honestus et pius, qui grassante peste praescivit, si quis in paroecia sua moriturus esset ex peste. Noctu enim supra suum lectum sonitum audivit, ac si quis saccum frumento plenum ex humeris super tabulatum deponeret; haec audiens dicebat: Iterum quidam mihi valedicit. Postquam illuxit, interrogavit, quinam illa nocte obiissent aut peste correpti essent, ut eos consolaretur et erigeret, prout bonam pastorem decet. („Ich kannte einen gewissen Pfarrer, einen rechtschaffenen und frommen Mann, der bei grassierender Pest vorherwußte, wenn jemand in seiner Pfarrei daran sterben werde. Er hörte nämlich nachts über seinem Bette einen Schall, als wenn jemand einen vollen Fruchtsack von den Schultern auf den gedielten Boden niedersetzte; wenn er das hörte, so sprach er: Da sagt mir wieder einer Lebewohl. Wenn es Tag geworden war, so fragte er, welche Leute wohl die vergangene Nacht gestorben oder von der Pest befallen worden seien, um sie zu trösten oder aufzurichten, wie es einem guten Hirten ziemt.“) — Einsender hörte einst einen ähnlichen Fall erzählen, wo bei einem Landgeistlichen nachts oben auf dem Boden ein Geräusch entstand, als ob Fruchtsäcke umgestellt und aufgestoßen würden; als der Geistliche hinausging, hörte er noch den entwindenden Schall; hierauf kam die Nach-

richt von dem gleichzeitigen Tode eines entferntwohnenden Anverwandten.

6

Eine jetzt verstorbene Freundin saß eines Abends bei Licht in ihrem Zimmer; sie war allein zu Hause, nur der Hund war bei ihr. Plötzlich rauschte etwas wie von der Decke über die Stubentür herab, als wenn man, sagte sie, ein Papier oder Pergament aufrollte. Sie hatte die Türe im Auge, sah aber nichts. Der Hund verkroch sich winselnd unter das Bett, ward krank und starb nach einigen Tagen. Sie erhielt Briefe mit der Nachricht, daß um dieselbe Zeit, wo sie das Geräusch gehört hatte, ihre abwesende verheiratete Tochter mit dem Tode abgegangen war. — Der tierische Mitzeuge ist nicht zu verachten; bekanntlich ist bei Tieren das andere Gesicht nicht selten. Man vergleiche unter anderem Horsts Deuteroskopie.

7

Ein naher Verwandter des Einsenders lag vor längerer Zeit, im Anfang des Frühjahrs, morgens um sechs Uhr, mithin bei Anbruch des Tages, noch zu Bette, als er durch ein Geräusch geweckt wurde. Er hörte nämlich durch die halboffene Tür seines Schlafzimmers die Tür des Vorzimmers aufgehen. Als ein etwas besorgter, schon älthlicher Mann, stand er auf, fand aber niemand.

Als hernach die Hausmagd Feuer in seinem Ofen machte und der Bediente ihm das Frühstück brachte, berief er diese Leute darüber, daß sie so früh in seinem Zimmer gewesen und ihn gestört hätten; sie hielten es aber für Spott und entschuldigten sich, daß sie es verschlafen hätten. Kurz darauf kam die Anzeige, daß eine alte Freundin, bei der er lange zur Miete gewohnt hatte, um sechs Uhr verschieden sei. In seiner jetzigen Wohnung hatte um diese Stunde noch alles im Schlafe gelegen, und das Haus war verschlossen. — Ähnlicher Geschichten gibt es viele, aber man sucht natürliche Erklärungen. Die Menge der Fälle sollte doch überzeugen. Man wird hier fragen: War die Tür verriegelt? Nein! Aber das Schloß war fest zu. Der Wind hatte keinen Zugang; Hund oder Katze war nicht im Hause. Es findet sich kein Mittel der Erklärung als in einer anderen Natur, die in uns selbst wohnt und mit welcher wir stets umgeben sind.

8

Was sagen wir zu folgendem zuverlässigen Beispiele? Eine brave, angesehene, verständige und einfache Frau geht einst auf ihren Speicher nach der Wäschekammer. Hier sieht sie plötzlich sich selbst vor sich stehen*. An eben diesem

* Über das Phänomen des Selbstsehens oder Doppelsehens vergleiche man die merkwürdige Erklärung in der Seherin von Prevorst, obwohl es möglich, daß es nicht die einzige für alle Fälle dieser Art ist.

Doppelsehen

Tage im folgenden Jahre starb ihr ältester, bereits verheirateter Sohn. Als dieser krank lag, nicht im Hause der Eltern, sondern in dem seinen, sprachen sie von ihm; plötzlich ging vor dem Zimmer eine gläserne Wandlaterne mit außerordentlichem Geprassel entzwei, ohne daß ein Grund zu entdecken war. — Die dergleichen lesen oder hören, pflegen zu sagen: Man kommt da wie in eine andere Welt! Nicht doch, wir sind beständig darin, wir sind stets beobachtet, wäre es auch nur von dem allsehenden Auge Gottes. Das soll uns vorsichtig machen in unserem Wandel und alsdann beruhigen. Der Schrecken ist nur für die, welchen er auf eine oder die andere Weise nützt. Manchmal soll bloß die Aufmerksamkeit, die Andacht, die Fürbitte geweckt werden, und alsdann pflegt das Anzeichen keinen sehr schreckhaften Eindruck zu machen. Wir haben uns gar nicht zu fürchten. Dem Gläubigen ist vielmehr eine leere Welt unheimlich. Er fühlt sich froh in der Umgebung guter Wesen, die ihm ähnlich sind. „Euer Herz erschrecke nicht. Glaubet an Gott und glaubet auch an mich. In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“

9

Oder wie erklären wir nachstehende Begebenheit? Ein frommer Mann und warmer Beförderer christlicher Anstalten, auch der damals

noch nicht sehr verbreiteten Missionssache, war einst allein in seinem Zimmer und vernahm wiederholt eine innere Einsprache mit den Worten: „Cornelius leidet Not, bete für ihn.“ Der wahre Name war nicht Cornelius, wir setzen diesen nur an die Stelle von jenem, uns entfallenen, der eine ähnliche Endung hatte. Er kannte keinen Mann dieses Namens, wunderte sich, tat aber, was ihm befohlen war. Nach Jahresfrist ließen sich ein paar Missionäre bei ihm melden, wovon der eine jenen Namen führte, und es entdeckte sich, daß derselbe zu ebenjener Zeit auf der See und durch einen heftigen Sturm nebst der übrigen Schiffsmannschaft in Lebensgefahr gewesen war. — Wir wollen die Sache sogleich natürlich erklären. Der alte Betbruder konnte die Einbildung, die ihn befallen hatte, nicht geheimhalten. Er posaunte sie aus, und zwar aus geistlicher Eitelkeit; ein paar ungeistliche Spaßvögel hörten davon, gaben sich bei ihm für durchreisende Missionäre aus und machten ihm und sich ein unschuldiges Vergnügen. Item: Er hatte den Namen des Missionärs gehört oder gelesen, ohne es zu wissen, es war stürmisches Wetter, er dachte mit Besorgnis an die armen Heidenbekehrer auf dem Meere und meinte in seiner melancholischen Stimmung, es rede ein Engel mit ihm; die Übereinstimmung, die sich nachher entdeckte, war Zufall. Item: Die Sache verhielt sich ganz anders. Cornelius, oder wie er

hieß, war des Mannes Verwandter, er wußte ihn zu der Zeit auf dem Meere und erzählte ihm nach seiner Rückkehr, es sei ihm gewesen, als hörte er beständig seinen Befehl, für ihn zu beten. Item: Die Sache hat ihn bloß geträumt und ist nachher als eine Begebenheit weiter-erzählt worden. Item: Sie ist erfunden, denn sie ist unmöglich. Der geneigte Leser beliebe zwischen diesen Enträtselungen zu wählen oder noch andere hinzuzudichten. Einsender hat obige allzumal selbst gemacht, glaubt aber an keine.

10

Einem aufgeklärten Gelehrten F. in D. begegnete folgendes: Er sieht mitten in der Nacht die alte Stiefmutter seines Vaters, die bei demselben in C. lebt, ganz weiß vor sein Bett treten. Anfangs erschrickt er, aber es fällt ihm sogleich ein Grundsatz ein, daß abgeschiedene Geister nicht erscheinen können, daß es irgendein Spuk sein müsse, und schlug nun wacker darauf los. Da kommt von der Gestalt eine klagende Stimme: „Ach Herr K.-Rat! Was habe ich denn getan? Ich hätte Ihnen freilich die Sache vorher entdecken sollen.“ Dann verschwand die Gestalt. F. weckte seine Frau und erzählte ihr, was geschehen war, und sagte: „Gib acht, in C. ist etwas passiert.“

Den andern Tag konnte er, seiner Geschäfte

wegen, nicht nach C. kommen, den folgenden auch nicht. Am dritten kam er dahin und findet jene alte Frau tödlich krank, besinnungslos.

In der Nacht, da sie ihm erschien, war sie krank geworden und hatte sich sehr bekümmert, daß sie nicht mehr mit ihm hatte sprechen können; sie sollte ihm notwendig etwas entdecken. Den folgenden Tag entschlief sie in seinen Armen.

11

Frau N. zu Calw sah eines Abends in ihrem Nebenzimmer die Schattengestalt einer ihr verwandten und sehr werthen Person, die zu C. sich aufhielt, stehen, als wollte diese auf sie zugehen und sie sehnsuchtsvoll begrüßen. Sie hatte von dieser ihrer Freundin schon lange nichts mehr erfahren, und am wenigsten wußte sie, daß sie jetzt gerade von einer Krankheit befallen war. Sie bemerkte sich Tag und Stunde der Erscheinung, und bald nachher wurde sie durch einen von C. eingetroffenen Brief benachrichtigt, daß ihre Freundin an jenem Tage und jener Stunde im Todeskampfe begriffen war, sich von ihrem Lager noch kurz vor dem Sterben hastig in die Höhe richtete und rief: „Kleidet mich an, ich muß zu Frau N. nach Calw!“, worauf sie wieder aufs Bett zurückfiel und verschied. —

Daß übrigens nicht allein Personen im Moment des Sterbens anderen Entfernten erscheinen

können, sondern auch Personen in gesunden Körpern, aber in Momenten von tiefer Sehnsucht oder innigem Begehren oder in Leiden der Seele, davon sind folgende zwei Geschichten ein Beispiel.

12

Johannes B...r (unter dem Spottnamen: der gelbe B...r bekannt, Stiefvater des Herrn Professors R...n in St...g) war als Jüngling mit einigen jungen Medizineren nach Paris gereist, die aus Wißbegierde und einem leidenschaftlichen Hange zur Zergliederung, den sie damals nicht befriedigen konnten, weil ihnen die Leichname fehlten, die Pariser Gottesäcker insgeheim besuchten, um Leichname auszugraben, welches sehr leicht geschehen konnte, da man die Körper der Armen in großen Gruben nebeneinander legte und nur mit ein wenig Erde zudeckte. Die Polizei, welche erfuhr, daß diese jungen Anatomiker einst einen solchen Leichnam in einer Platzkutsche (fiacre) nach Hause brachten, ließ diese Leichenräuber verhaften, um ihnen wegen der verübten Verletzung der geweihten Gräber den peinlichen Prozeß zu machen. Johannes B...r war nicht unter der Zahl der Angeklagten; aber seine Mutter in St...g, als sie durch Briefe von Bekannten in Paris die Verhaftung der Schuldigen erfuhr, wurde von Todesängsten gepeinigt, indem sie meinte, ihr Sohn müchte in die Sache mit den Tätern verwickelt

sein. Sie fühlte eine so heftige Sehnsucht nach ihrem Sohne, daß sein Bild sie überall in ihrer Einbildung begleitete. Einst, als ihr Sohn in Paris sich zu Bett legte und noch sein Licht nicht ausgelöscht hatte, erschien ihm seine Mutter in einer Kleidung, die er nie auf ihrem Leibe gesehen hatte. Er schwieg dazu, schrieb aber sogleich nach Hause, um sich nach dem Wohlbefinden seiner Mutter zu erkundigen, und erfuhr, daß dieselbe zu der Zeit, als er sie sah, krank war und viele Besorgnisse wegen ihm äußerte. Ihre Sehnsucht war so groß, daß sie ihren Sohn dringend bat, baldmöglichst nach Hause zu kommen; und als er bald darauf in seine Vaterstadt zurückkehrte, fuhr ihm seine Mutter auf ein nahegelegenes Dorf entgegen. Kaum aber erblickte er dieselbe, so erblaßte er und umarmte sie so kalt, zitternd und verlegen, daß sie ihr Befremden über einen solchen Empfang mit Unwillen äußerte. Der Reisende bat seine Mutter um Verzeihung und sprach ihre Geduld an, um sich von seinem Schrecken zu erholen. Endlich gestand er, daß er sehr betroffen war, als er seine liebe Mutter in demselben, ihm vorher unbekanntem Kleide erblickte, in welchem sie ihm in Paris erschienen war.

Diese Geschichte hat mir mein treuer Lehrer, Professor R...n, Stiefsohn des obengenannten B...rs, am 1. Oktober 1812 erzählt.

Der Landrichter F. in Fr. schickte eines Tages einen seiner Schreiber auf ein benachbartes Dorf, um dort so schleunig als möglich eine Bestellung zu machen. Nach geraumer Zeit trat der junge Mann wieder ins Schlafzimmer des Landrichters, nahm aus dem Bücherschranke ein Buch und blätterte darin. Der Landrichter fuhr ihn an, warum er noch nicht weggegangen sei; plötzlich ist der Schreiber verschwunden, ein Buch fällt auf den Boden, und der Landrichter nahm es auf, aufgeschlagen, wie es gefallen war und legte es auf den Tisch. Abends kam sehr zur rechten Zeit der Abgeschickte heim, und der Landrichter fragte ihn, wann er weggegangen sei; und da ihm der Junge eine Zeit nannte, die vor der seines Wiedererscheinens lag, so fragte er ihn weiter, ob ihm nichts unterwegs geschehen sei, ob er nicht wieder in der Stube gewesen sei und ein Buch gesucht habe. Dem Schreiber fällt die Frage auf; er antwortet, es sei ihm nichts begegnet, er sei ganz ruhig seines Weges nach jenem Dorfe in Begleitung eines Bekannten gegangen; sie hätten im Walde einen Zwist gehabt über eine Pflanze, die sie gefunden, sie seien verschiedener Meinung über die Gattung gewesen, der sie angehörte; er aber sei seiner Sache so gewiß, daß er auch geäußert habe, wenn er doch nur zu Hause wäre und seinen Linné zur Hand

hätte, er wollte ihm die Seite aufschlagen, wo der Beleg für seine Behauptung stünde. Dies aber war eben das Buch, welches gefallen war, und eben die Seite, die sich aufgeschlagen hatte.

Herr Professor Dr. Kruse erzählt in seinem geistreichen Buche „Sieben Jahre“ nachstehende sehr interessante Geschichte. Er hatte die Güte, dem Herausgeber dieser Blätter in einer schriftlichen Mitteilung die Versicherung zu geben, daß diese Geschichte buchstäblich wahr sei; sich in einem Hause ereignet habe, in dem er Zutritt hatte, und wo sie ihm von mehreren glaubwürdigen Personen desselben mitgeteilt wurde.

Wir geben sie unseren Lesern mit einigen zu ihr passenden Äußerungen in diesem Buche.

„Es ist eine alte, aber sich täglich wiederholende Erfahrung, daß diejenigen, besonders unter den höheren Ständen, welche ihre mit flüchtigem Leichtsinn angelernten Glaubenssätze aus keinem anderen Grunde, als weil sie sie nicht begreifen können, verwerfen, ohne jedoch sich zu befließigen, die Kenntnisse zu erwerben, die nötig sind, um das Urtheil des sonst nüchternen Verstandes geltend zu machen, zwar aus folgerechter Konsequenz auch jede Einwirkung einer Geisterwelt in die irdische leugnen, aber doch in ihrem Inneren, zwischen Andacht und

Furcht geteilt, dem Aberglauben ebenso sehr huldigen und auf sich einwirken lassen, als sie laut und öffentlich den Glauben verwerfen . . .

Ich bin leider kein gelehrter Theolog, allein es hat mich immer gewundert, warum unser großer Reformator die schöne Lehre der Katholiken von dem Purgatorium nicht aufgenommen hat, da doch der Übergang des Menschen von dem kleinlichen, von tausend Leidenschaften bewegten und befleckten Erdenleben zu dem Zustande einer unermesslichen Seligkeit und Herrlichkeit der Geister geradezu von der Vernunft und von dem geistigen Charakter der Menschen selbst widersprochen wird. —

Es gehört ein langer Zeitraum, ein ganzes inneres Einsiedlerleben der Seele dazu, damit sie in stiller Selbstanschauung Mittel in sich selbst finde, durch Selbstverständnis ihres innersten Wesens sich zu dem ewigen, wirklichen Leben der Geister würdig vorzubereiten und besonders den Geist von allen den Makeln, womit ihn die Erde behaftet, zu reinigen. Solange er aber noch von den finsternen Leidenschaften der Erde, sie heißen nun Geiz, Ruhmsucht, Rache, sinnliche Liebe, beherrscht wird, muß er sich immer mehr in der Heimat seiner Gebieter zurückgehalten fühlen, und so irrt der Sinn, dem Himmel noch nicht zugänglich und von der Erde getrennt—mitunter sogar vernehmbar und selbst, wie es scheint, zorntätig, unter welchen Be-

dingungen wissen wir auch nicht — an den Stellen umher, woran er sich nur zu fest mit geistigen Fesseln gebunden. — —

Hier nun die Geschichte!

Bengt, einige dreißig Jahre alt, hatte bei einer sehr achtungswürdigen, bürgerlichen Familie, die sich durch eine patriarchalische Lebensweise und die strenge Beibehaltung angeerbter Sitten und Gebräuche auszeichnete, zu H. als Hausknecht gedient.

Er war etwas faul, verrichtete jedoch zur Noth seinen Dienst, war übrigens sehr verdrießlich, dabei geizig, und vergaß, wo nur ein Schilling zu verdienen war, alle anderen Rücksichten, um dieses habhaft zu werden. Auch war er höchst ehrsüchtig, und besonders darauf tat er sich etwas zugute, daß ihm der Hausherr noch kein böses Wort gesagt hatte. Solange er aber in dem Hause gedient, war er hin und wieder mit der fallenden Sucht behaftet gewesen. Im Anfang erregte dieser Umstand Unruhe und Aufsehen im Hause, als er aber wieder zu sich selbst gekommen war, beschwor er weinend die Dienerschaft und die Kinder vom Hause, dem Herrn seine Krankheit doch nicht zu verraten, denn er fürchtete, den guten Dienst wieder zu verlieren; bat nur, daß man ihn ganz in Ruhe herumtaumeln lassen sollte. Er wäre dieser Krankheit seit den Kinderjahren unterworfen gewesen, wäre noch nie zu Schaden gekommen, obgleich er auf

den gefährlichsten Stellen umgefallen sei, und wenn man ihn nur nicht anfasse, würde er schneller hergestellt werden und sich weniger ermüdet fühlen. Man ließ ihn gewähren, und so geschah es, daß erst nach seinem Tode der Hausherr Kunde von dieser Krankheit bekam, von der er gemeinlich oben auf dem Boden, wo sich sein Kämmerlein befand, angefallen wurde; anfangs zu der größten Bestürzung der Hausbewohner, die ihn später oft sehr hoch über sich vor der offenen Bodenluke sich zerarbeiten sahen. So waren mehrere Jahre verstrichen. Eines Tages kam er etwas traurig nach Hause, setzte sich, statt seine Geschäfte auszuführen, verdrießlich in eine Ecke der Küche, wo er mitunter sein Essen zu verzehren pflegte, das ihm auch bald gereicht wurde.

Während er dabei beschäftigt war, trat der Hausherr plötzlich herein, fragte mit vielem Eifer nach einem beauftragten Geschäft, wegen dessen Nichtbesorgung das Mädchen, welches deshalb gescholten wurde, Bengt billigerweise die Schuld gab. Er war im Begriffe, sich entschuldigen zu wollen, als der sonst immer sehr gemäßigte Hausherr — vermutlich durch das Phlegma gereizt, womit das, was in dem Augenblicke Wert für ihn hatte, angesehen wurde — dem Hausknecht eine Maulschelle gab und sich zurückzog.

Bengt strich die Hand leise über die Wange,

trat lebhaft vor das Mädchen hin, starrte sie mit brennenden Augen an und sagte: „Warte Sie, wenn ich gegessen, soll Sie das bereuen!“ Dann ging er langsam zu dem Essen zurück, leerte mit gutem Appetit die ganze Schüssel und verließ die Küche. — Nach mehreren Stunden, als er gar nicht zum Vorschein kam, als man ihn vergebens gerufen, nahm man sich vor, ihn zu suchen.

Das Mädchen behauptete, er habe nicht das Haus verlassen, dann hätte er bei der Küche vorbeigehen müssen; auch läge sein Hut noch da. — Er wurde auch bald auf dem Boden, aber tot, gefunden. Er hatte sich aufgehängt, gerade vor der Fensterluke. Die Hausbewohner wurden natürlich bestürzt, aber das Mädchen, das sich die Schuld seines Todes beimaß, geriet in Verzweiflung und fiel, ungeachtet sie, um ihr Gewissen doch in etwas zu erleichtern, dafür sorgte, zwei mit vieler Mühe von ihm geliehene Schillinge neben ihm in den Sarg zu legen, in eine langwierige Krankheit.

Kurz nachher, nachdem Bengt begraben worden war, hörte man auf einmal in der Nacht einen schweren Fall oben auf dem Boden, worauf ein Geräusch folgte, als wenn ein menschlicher Körper die Treppe herunterrollte. Natürlich strömte alles hinzu; als man aber hinauskam, war nichts weder zu hören noch zu sehen. Dies polternde Geräusch wiederholte sich sehr häufig; da es aber nicht jede Nacht vorfiel, wurde es dadurch

schwieriger, die gehörigen Maßregeln zu treffen, um die Ursache desselben zu ergründen. Doch traf es sich wirklich mitunter, daß, wenn Leute sich oben befanden, sie das Geräusch ganz nahe und fast wie unter sich vernahmen. Man hatte sich bemüht, alle materiellen Gründe zu entdecken, ehe diese wissenschaftlich aufgeklärte Familie sich bereden konnte, dem Verstorbenen die Schuld zuzuladen. Indes war es doch dabei auffallend, daß dies Geräusch ganz dasselbe war wie das, welches das ganze Haus gehört, wenn Bengt von der Fallsucht befallen wurde; und daß es in der ersten Zeit gewöhnlich in den Zwischenräumen, die seine Krankheit mit sich führte, eintraf.

Dies Geräusch ließ sich im Verlauf der Jahre immer seltener und schwächer hören und verschwand nach der Dauer von ungefähr sieben Jahren.“ —

Todesahnungen

I

In der vorigen Sammlung dieser Blätter ist die Ahnung erwähnt, die der bekannte Kaspar Hauser von dem Mordversuch hatte, der an ihm gemacht wurde. Sie sprach sich durch Angst und Beklemmung in der Brust und zuletzt durch Schmerzen im Unterleibe aus.

Ein gleiches Ahnungsgefühl hatte der Unglückliche, den nachstehende Geschichte betrifft.

Urbansky, ein Mensch von etlichen zwanzig Jahren, arbeitete schon drei Wochen in einem Steinbruche zu Weinsberg. Als armer Tagelöhner genoß er nur Sonntags warme Speisen, die Werkstage über nur Brot und Wasser, hie und da etwas Wein oder Branntwein. Schon durch diese Lebensart mochte er seinen Leib für geistige Eindrücke empfänglicher gestimmt haben. Wenige Nächte vor dem harten Schicksale, das ihn traf, träumte ihm, es seien ihm die Füße durch einen Felsensturz im Steinbruche abgeschlagen worden, welchen Traum er morgens verschiedenen Freunden erzählte. Mehrere Tage klagte er über Herzklopfen und Schmerzen im Unterleib, und zu einem Mädchen, das er liebte, sagte er noch am Abend vor seinem Todestage, er wolle ihr ein Andenken übergeben, denn er müsse doch bald sein Leben im Steinbruch lassen. An diesem Abend war er auch wider seine Gewohnheit sehr schweigsam und legte sich, kein Wort sprechend, auf die Ofenbank. In der Nacht wälzte er sich schlaflos im Bette hin und her.

Wider alle Gewohnheit brach er am anderen Tage schon morgens halb sechs Uhr vom Lager auf und mit ihm noch drei andere Arbeiter, die auch alle, wie durch ein notwendiges Schicksal getrieben, außer aller Ordnung, diesmal schon so früh (es waren noch die Wintermonate) ihrer

Arbeit und dadurch auch ihrem Tode zueilten. Diesen fanden sie im Moment, als sie im Steinbruch angekommen waren, der mit seinen ungeheueren Felsenmassen jetzt sogleich über sie hereinstürzte und sie begrub.

Ihre furchtbar verstümmelten Leichname konnten erst nach mehreren Tagen, der angestrengtesten Arbeit unerachtet, wieder ans Licht gebracht werden. Der erste derselben war der Urbanskys.

Gleichwie sich die Ahnung eines bevorstehenden Unglücks oft durch das Gefühl von Angst und Beklemmung ausspricht, spricht sie sich gerade auch oft durch den vollkommenen Gegensatz, durch das Gefühl von außergewöhnlichem Wohlbehagen, von ausgelassener Lustigkeit aus, und der Mensch, die Ahnung erkennend, muß dann selbst sagen: es geschieht mir gewiß ein Unglück, denn es ist mir jetzt so ganz wohl. Diese Art von Vorgefühl ist meistens noch weniger trügend als die erste Art.

Die schottischen Landleute haben hier ihren eigentümlichen Glauben und sind überzeugt, daß derjenige, welcher sich gewissermaßen einer gewissen unwillkürlichen Freude überläßt, von einem großen Unglück bedroht ist. Man ist alsdann ihrem Ausdrucke zufolge „frei“, d. h. von der Fatalität besessen und auf dem Punkte, von

einem schrecklichen Ereignisse überrascht zu werden. Das war denn auch die Gemütsstimmung, in welcher sich der Gastwirt Cruishank am 3. August 1829 (in der schottischen Grafschaft Moray) befand.

„Seht doch,“ sagte seine Frau, „ist er nicht frei? Wie er tanzt! Wie er springt! Ich habe ihn den Strashspey (ein sehr lebhafter Geigentanz) noch nie so tanzen sehen. Gewiß steht uns ein großes Unglück bevor.“

Der Wirt tanzte noch und spielte auf seiner Violine, als die furchtbare Überschwemmung begann, die im Jahre 1829 eine Oberfläche von mehr als sechstausend englischen Geviertmeilen, und die den größten Teil der Grafschaft Moray begriff, verwüstete. Sogleich war er darauf bedacht, sein Brennholz aufs Trockene zu führen, wobei ihm zwei Nachbarn behilflich waren, die jedoch entflohen, als das Wasser höher stieg. Cruishank verspottete sie und blieb mit der Rettung seiner Habe beschäftigt. Endlich sah er sich aber selbst genötigt, sein Haus aus dem obersten Teil desselben zu verlassen. Er schiffte sich auf zwei Brettern ein und, immer noch bei guter Laune, spielte er, von der Flut fortgerissen, auf seiner Violine. Er hoffte, eine nahe Höhe zu erreichen.

Aber in demselben Augenblicke sah er die Wassermasse hochaufgetürmt gegen sich herabrausen. Er erblaßte, warf die Violine von sich

und schrie wie König Richard: „Ein Pferd! Ein Pferd! Laßt ein Pferd schwimmen, mit einem Strick am Halse, oder ich bin verloren!“ Kaum hatte er diese Worte gerufen, so wurde er von der Flut verschlungen. Einige Minuten nachher sah man ihn über dem Abgrunde an einem Baume hängen. Er hatte die Zweige desselben ergriffen, während sein Floß ihm unter den Füßen hinweggerissen wurde. Von den Höhen jauchzte man ihm zu. Er glaubte sich gerettet. Umsonst suchte man ihm mit einem Boote zu Hilfe zu kommen, das Boot wurde durch die zu starke Bewegung fortgerissen, und sie gewannen mit größter Anstrengung erst bei völliger Nacht wieder das Land ohne ihn.

Die Wasser stiegen immer mehr. Gegen zehin Uhr abends hörte man ihn mehrmals um Hilfe rufen, wobei er seine Stimme sehr anstrengen mußte, um vor dem Heulen des Sturmes und dem Krachen des Donners noch gehört zu werden.

Nach und nach wurde seine Stimme immer hohler. Manchmal glich sie der einer wilden Katze. Dann wurde sie wieder durchdringend, wie wenn die Gegenwart des Todes und des Unglücklichen Lebenskraft den äußersten Kampf beständen. Auf einmal trat eine lange Stille ein.

„Es ist um ihn geschehen,“ sagten seine Freunde.

Plötzlich vernahm man ein schneidendes Pfei-

fen. „Was ist das?“ schrie seine Frau und wollte sich ins Wasser stürzen. „Mein Mann muß in der Nähe sein.“ Nur mit Mühe hielt man sie zurück.

Cruishank hatte in der Tat, als die Stimme ihm ihre Dienste versagte, seine Finger in den Mund gesteckt und auf solche Weise ein durchdringendes Pfeifen erschallen lassen. Er wiederholte es mehrmals sehr stark erschütternd, bis es auf einmal verstummte. Nur seine Frau glaubte es noch zu vernehmen; aber die Arme täuschte sich.

Mit Tagesanbruch sah man sie hart am Wasserande auf den Knien, halb erstarrt, mit Schlamm und Schaum bedeckt, die Augen gegen die Stelle gerichtet, wo ihr Mann sich an einem Baum festgeklammert hatte. Man bemerkte etwas zwischen den Zweigen, das von ferne einem Menschen ähnlich zu sein schien. Darauf waren unverwandt ihre Blicke gerichtet. Aber bald überzeugte man sich, daß der bemerkte Gegenstand nichts anderes sei als ein Pack Stricke. Der Baum, auf welchem sich Cruishank festgehalten, war mit ihm verschwunden. Am anderen Abend fand man den Leichnam des Gastwirts fünf Meilen weiter unten in der Nähe von Dandalrith.

Ein Zug aus dem inneren Leben des Großvaters der Seherin von Prevorst

In der Geschichte der Seherin von Prevorst sind mehrere Beispiele aus dem Leben ihres würdigen Großvaters, des alten Schmidgalls, angeführt, die für ein tiefes inneres Leben dieses Mannes sprechen. Zu jenen Beispielen gehört auch noch das folgende:

Es wurde dem alten Schmidgall immer Geld aus seinem Kaufladen gestohlen, ohne daß er dem Dieb auf die Spur kommen konnte, so viel Mühe er sich auch gab. Endlich sah er einmal eine bekannte Frau an der Ladentür vorüber und dann schnell durch den Oehrn zur Scheuer hinausgehen; auch bemerkte er einmal, daß sie aus dem Laden kam, ohne daß jemand vom Hause in ihn gewesen war. Genug, ohne sie gerade ertappt zu haben, faßte er den stärksten Verdacht auf diese Frau. Er ging zu dem Beamten und erzählte ihm die Sache. Dieser sagte, er wolle die Frau kommen lassen, um sie darüber zu verhören; wenn sie die Diebin sei, so müsse er's herausbringen. Die Frau kam, und Schmidgall hielt sich im Nebenzimmer auf. Der Beamte nahm die Beklagte allein vor, aber sie wollte von nichts wissen; er versuchte alle List und Geschicklichkeit eines Inquirenten, aber nichts war herauszubringen; im Gegenteil, sie verlangte jetzt

noch hinlängliche Genugtuung. Der Beamte ging ins Nebenzimmer zu Schmidgall und erklärte ihm, er sei nicht imstande, die Frau zum Geständnisse zu bringen, der Verdacht müsse falsch gewesen sein, und er könne ihm nicht helfen, er werde der Angeklagten wohl Genugtuung geben müssen, oder solle er ihm sagen, was anzufangen sei. Hier ging dem Schmidgall das Wasser an die Seele, er blickte auf den Himmel und dachte tief, bat darauf den Beamten, er möchte ihm erlauben, die Frau in der Amtsstube selbst zu verhören. Der Beamte sagte: „Das können Sie.“ Indem Schmidgall hineinging, bekam er eine besondere Kraft, die nicht Menschenwerk war, nahte sich freundlich der Frau und sagte zu ihr: „Sie hat mir Geld gestohlen!“ Die Frau wich immer zurück, er ihr aber im gleichen Schritte nach. Sie wich zurück bis in die Ecke des Zimmers, wo sie nicht weiter konnte. „Noch einmal, Frau, Sie hat mir Geld gestohlen!“ Antwort: „Ja, Herr Schmidgall, es ist wahr, ich habe Ihnen Geld gestohlen.“

Schmidgall ging darauf ins Nebenzimmer zurück. „Jetzt hat's, Gott Lob! mit der Genugtuung ein Ende,“ sagte er; „Sie werden es selbst gehört haben, Herr Vogt?“

„Jawohl hab' ich es gehört, aber sagen Sie mir, was können Sie für Künste, ich habe eine ganze Stunde lang mir alle Mühe gegeben und kein Geständnis erzielen können; ich muß doch

Im - 2002

der Glieder waren geschwunden, aus den Augen aber blickten desto mächtiger die Kräfte eines Lebens hervor, welches nicht mit dem Leibe vergeht. Seelen, die durch Gottes Gnade lauter und ohne Falsch waren, erquickte dieser Blick und die einfache Rede des Mundes, welche göttlicher Gedanken voll war. So machten die Worte und der Anblick des kranken, damals sechsundsechzigjährigen Boley auf das fromme, etwa sechsjährige Kind eines Kaufmannes in Stuttgart, das den Unterricht des ehrwürdigen Flatt genoß, einen Eindruck, von welchem am Abende beim Nachhausekommen der Mund kindlich lobend überging. Arme, einfältige Seelen, gedrückt durch mannigfache äußere Not, fanden an diesem Krankenbette einen Trost, den die Welt nicht gibt. Dagegen fühlten sich andere, an deren Herzen etwa der Wurm nagte, der nie stirbt: Gotteshaß, oder eine geheime Todesschuld, welche niemand kannte als der innere Rächer, Menschen mit einem Herzen voll Trug und Falsch in Boleys Nähe und seinem ernsten, durchdringenden Blick gegenüber, so beängstigt, so unwohl, daß sie entweder in feindselige Regung des Hasses versanken, oder daß es ihnen so erging wie der Blutschuldnerin, von welcher wir hier erzählen wollen.

Der alte Boley war eines Tages allein im Zimmer. Ein fremdes Bauernweib tritt herein mit einem Fäßchen und bietet ihm Branntwein

zum Kauf an. Boley braucht keinen, er weist den Antrag ab. Das Weib wiederholt, ungeachtet seines mehrmaligen Abweisens, den Antrag, wird zuletzt frech, zudringlich und will nicht von der Stelle gehen. Boley schweigt jetzt und blickt die Branntweinverkäuferin nur ernst an. Ihre Blicke begegnen den seinen und können diesen nicht mehr ausweichen. Sie hört auf zu markten und zu schelten und schaut, mit immer steigender Unruhe, unverwandt den alten Boley an. Endlich fragt sie und wiederholt mehrmals die Frage: „Was sieht Er mich denn so an?“ Boley schweigt und blickt nur ruhig ernst diese unruhigen Augen und bewegten Mienen an. Da ruft die Verkäuferin heftig bewegt aus: „Er braucht mich nicht so anzusehen, ich habe nichts Böses getan! Sehe Er doch einmal weg, man meint ja, Er wolle einen erstechen.“ Boley schweigt. — „Ach, lieber Gott, laß Er mich doch gehen! Was will Er denn von mir? — Ach, ich sehe schon, Er weiß es, ich will's ihm ja gerne gestehen, eins hab ich gehabt!“ Der Greis spricht bloß: „So, eins? Ich habe Sie nicht gefragt.“ — „Ja, ein uneheliches Kind habe ich gehabt, aber gewiß nicht mehr.“ — Boley schaut sie durchdringend an und fragt: „So, nur eins?“ — „Ach,“ spricht die Verkäuferin, „woher weiß Er denn alles? Ja, freilich hab ich zwei gehabt, aber sag Er's um Gottes willen niemand! Ich hab ihnen gewiß nichts zu-

leid getan, gewiß nicht.“ — Da fragt der Greis, immer ernster blickend: „So, nichts zuleid getan?“ — Jene schreit heftig auf: „Ach, Gott im Himmel, nein, ich habe eines davon erstoehen! Was ist das für ein Mann! Gott behüt einen vor diesem Manne“; und so schreiend, läuft sie eilig zum Hause hinaus und ist dem kranken Alten schnell aus den Augen, ehe dieser sich nur besinnen kann, was zu tun sei.

Nachricht von den sonderbaren Vorfällen im ehemaligen Kloster N—g.

Die nachstehende Mitteilung kommt aus der Hand eines sehr rechtschaffenen, wahrheitsliebenden Mannes. Diese Geschichte ist übrigens in dem Lande, in dem das ehemalige Kloster N—g liegt, gar wohl bekannt, und es wurde zu ihrer Untersuchung sogar von höchster Behörde eine Kommission abgesandt, durch welche aber keine natürlichen Ursachen (auf welche solche Kommissionen allerdings allein ausgehen) gefunden wurden.

Vielleicht wird es mir möglich, in einer der späteren Sammlungen unserer Blätter den näheren Befund dieser Kommission oder sonst noch weitere Belege zu diesen Vorfällen im ehemaligen Kloster N—g zu liefern.

L., den 7. Januar 1833

Im Jahre 1808, während einer zweimonatigen Abwesenheit von hier, bekam mein Schwiegervater, Herr Hofrat P., einen Besuch von einer Busenfreundin, der Frau R. H., Tochter des in Deutschland bekannten K. S., eines sehr aufgeklärten Theologen. Der Gatte dieser Freundin war vor mehreren Jahren geistlicher Verwalter und hatte seinen Sitz in O.-N., welches auf einem kleinen Berge liegt und mit den schönsten Aussichten umgeben ist. Die Gebäude, in welchen er wohnte, gehörten ehemals dem Antonier- oder Einsiedlerorden und bestanden aus einem Schlosse, einem im fünfzehnten Jahrhundert gestifteten Kloster, einer Kirche, vielen ansehnlichen herrschaftlichen Meiereigebäuden, von Mennoniten bewohnt, welche das herrschaftliche Gut in Pachtbestand hatten, und einem herrschaftlichen Keller von ungewöhnlicher Tiefe. Diese Gebäude, nebst vielen dazugehörigen Feldgütern, wurden in neueren Zeiten größtenteils in protestantische Kirchengüter verwandelt, welche obgenannter Herr verwaltete. Während des Aufenthalts desselben an diesem Orte hatten sich ungläubige Spukereien in seiner Wohnung zgetragen, die in dem dazugehörigen Heime nicht unbekannt waren und den in der Seherin von Prevorst angeführten ähnlich sind. Die Frau H. schilderte viele von diesen Geisterszenen meinem Schwiegervater, in Gegenwart seiner Familie, und

dieser theilte mir nach der Abreise der Frau H. und meiner Rückkunft in C. die Hauptszenen dieses Gaukelspiels mit, welche mir den Wunsch einflößten, den berüchtigten Schauplatz selbst zu besichtigen, um Beiträge zu meinem Lieblingsstudium, der Erfahrungsseelenlehre, einzusammeln. Herr Hofrat P. versprach mir, künftiges Frühjahr 1809 mich nach O.-N. zu begleiten, um genaue Untersuchungen dieser seltsamen Tatumstände anstellen zu können, wobei er mich ohne Furcht unterstützen würde. Aber ehe die zur Reise bestimmte Zeit kam, starb mein Schwiegervater, der mir kurz vor seinem Ende verschiedene Geschäfte auftrug, wovon eines insbesondere die Frau H. betraf und mich nötigte, mit ihr in Briefwechsel zu treten. Ich benutzte diese Gelegenheit, um von ihr, deren Gatte seitdem auch gestorben war, einen genauen Bericht über die Gespenstergeschichte in O.-N. zu begehren, den sie mir auf das freundschaftlichste erstattete. Verschiedene Ursachen veranlaßten mich, meinen ersten Brief an sie erst den 18. April 1811 zu schreiben. Ich will Ihnen nun, mit Übergehung aller nicht zu dieser Sache gehörigen Stellen, Auszüge dieser darauf folgenden Korrespondenz mit den eigenen Worten der geistlichen Verwalterswitwe H. mittheilen.

C., den 12. September 1811

Die Zeit, die mich zu allem Schreiben un-

fähig macht, benutzte ich doch, um, wenn es nicht möglich, alle Fragmente, doch wenigstens einzelne Stücke jenes Journals, das ich in der Zeit, in der die meisten jener seltsamen Erfahrungen vorkommen, an meinen Bruder, den K. S., hierher schicken mußte, wieder aufzutreiben. So viel Mühe sich auch derselbe und ich gaben, so konnten wir doch nicht das mindeste mehr erhalten. Die meisten Aufsätze sind höchstwahrscheinlich im B... Schlosse geblieben, von wo bei den jetzigen Veränderungen gar nichts mehr zu erwarten war. Sie, teurer Freund, nehmen also gütigst mit der trockenen Erzählung der Erinnerung vorlieb. Ich bin froh, daß Sie selbst die Präliminarien, die einer solchen Erzählung notwendig vorhergehen müssen, für bekannt angenommen und mir erspart haben*.

Meine und meiner Geschwister Erziehung wurde von der ersten Jugend an, besonders über den Punkt der Furcht, gewiß die sorgfältigste. Wir mußten allhier in der finstersten Nacht in den tiefsten Keller, auf den höchsten Speicher, an das äußerste Ende des Gartens und über den Kirchhof marschieren und einen Beweis, daß wir da waren, mitbringen. Ich darf sagen, daß ich dadurch so furchtlos wurde, daß

* Ich bemerkte ihr nämlich in meinem Briefe vom 18. April 1811, daß ich mich nicht zu denjenigen Denkern bekenne, welche Tatsachen ableugnen, weil sie dieselben nicht begreifen können.

ich einer meiner Schwestern und einigen Freundinnen meines Alters einmal den Vorschlag tat, an einen Platz, den uns das Gesinde unseres Hauses als verdächtig beschrieb, in der Nacht zu gehen, um das dortige vorgebliche Gespenst zu belauschen. Das Gespenst würdigte uns freilich keiner Erscheinung; aber dieses Experiment hatte doch eine treffliche Wirkung auf uns, so daß wir auch deswegen bei der Entdeckung gescholten wurden. In meinem sechzehnten Jahre mußte ich die kleine Haushaltung meines ältesten Bruders auf der Pfarre, eine halbe Stunde von unserer Heimat, versehen. Hier drang sich aber schon mir die Gewißheit auf, daß es Dinge unter dem Monde gibt, von denen nichts in unseren Schulbüchern steht.

Meine Gesundheit litt so dabei, daß meine Mutter mich nicht länger dortlassen wollte. Mein Vater hingegen munterte mich auf, alles zu tragen, und ich trug es. Später gestand man mir auch, daß es bei den vorigen Bewohnern des Pfarrhauses nicht besser gewesen sei. Mein Bruder kam bald von dort weg, und ich kehrte in das väterliche Haus zurück, wo ich alles rein vergaß. Im Jahre 1794 starb mein Vater, und nach seinem Tode heiratete ich und kam nach O.-N., wo mein Mann Verwalter der geistlichen Güter und herrschaftlichen Domänen war. Unsere Wohnung lag auf einem Berge, und es sind nur drei Haushaltungen da: die des Ver-

walters, eines Fruchtmessers und des Pächters der dortigen herrschaftlichen Güter. Es war in früheren Zeiten ein Kloster, dessen Einwohner bei der Reformation auswanderten. Das Haus ist klein und alt, aber die Natur da herum göttlich; so schön, so lieblich habe ich sie nirgends gesehen. Wie glücklich fühlte ich mich da! Wie froh lebte ich! Aber wie bald ward dieses Glück gestört. Es war im Frühjahre, als ich hinkam. Den Sommer über mußte mein Mann oft in Geschäften abwesend sein. Meine Hausgenossen waren: ein Skribent, eine Nichte, damals in ihrem zehnten Jahre, ein gar munteres liebes Kind, und eine Verwandte, die als Magd bei mir diente. Gewöhnlich ging zwischen neun und zehn Uhr jedes in sein Zimmer, und ich setzte mich dann noch zu einem Buche, und meistens, solange es Sommer war, bei offener Stubentür. Der Raum ist sehr klein, und es stoßen drei Türen und zwei Treppen, die eine von unten herauf, die andere auf den Speicher hinauf, im Bezirke von wenig Schritten zusammen. Bald bemerkte ich, daß in mehreren Nächten sich jemand die sehr schmale Treppe, die auf den Speicher führt, wo die Nichte und das Mädchen ihr Zimmer hatten, herabdrängte. Ich achtete weiter nicht darauf und dachte, es wäre das Mädchen, das an einen gewissen Ort (den Abtritt), dessen Eingang auf dem Platze vor der Stubentür (Hausflur) war, gehen wollte. Das

Ding kam aber so oft vor, daß ich endlich das Mädchen fragte, ob sie denn alle Nächte herabkäme. Sie sah mich mit einem düsteren Wesen an und versicherte mir, daß es ihr nicht einfiel, des Nachts aus ihrem Zimmer zu gehen. Ich paßte also, weil ich das für eine Lüge hielt, auf, und sobald das Schleichen auf der Treppe wiederkam, war ich mit dem Licht da und — fand nichts. „Sonderbar!“ dacht ich, mehr nicht. Endlich fing's vor der offenen Türe an, den Boden zu fegen; ich war den Augenblick bei der Hand und fand — immer nichts. „Sonderbar!“ sagte ich einmal. „Das fegt und fegt alle Nächte, und ich sehe — niemand!“ Ich stand unter der Türe mit dem Licht, da klopfte es mehrere Male laut und stark an die Lambrien in der Stube. Da sank mein Mut, ich ging zurück, machte die Türe zu und — ging traurig zu Bett. Von dieser Zeit an wurde es immer ärger. Es kam in die Stube, es ging in der Kammer hin und her; es machte scheinbar die Schösser an Kommoden und Kästen auf; aber nur, wenn ich allein war. Nie konnte ich vor fünf Uhr morgens einschlafen. Mein Mann, dem ich's endlich klagte, schien es nicht zu glauben und lachte mich aus. Endlich, da es einmal ganz deutlich hin und her marschierte, fing er schrecklich an zu schelten und zu lärmern, daß mir todangst wurde, es möchte ihm etwas geschehen; und da gestand er endlich, daß

das Teufelszeug ihn, schon ehe ich dagewesen sei, geneckt habe; doch so unverschämt nie wie jetzt. Mein Vater hatte uns in späteren Jahren endlich doch gesagt, daß dergleichen Dinge vorkämen, wiewohl selten, und erzählte uns die Geschichte, die ihm, als er noch Hofmeister war, begegnete, beifügend, er hätte alles aufgeschrieben und endlich Zeichen aufgespürt, an welchen er erkannte, wann es kommen würde. Hätte er seine Türe, die locker war, schütteln können, so hätte er die Nacht hindurch Ruhe davor gehabt; wäre sie aber unbeweglich geblieben, so hätte er Besuch von dem Unsichtbaren bekommen. Ich wollte das wohl auch auf eine Art versuchen; ich wollte den Tag oder vielmehr die Woche merken, wo das Wesen am geschäftigsten war. Mehrere Wochen hindurch fand ich, daß es Donnerstags war. Kaum wollte ich mich danach richten, so stürmte das Teufelszeug, wie ich's endlich oft mit meinem Manne nennen lernte, an allen möglichen Tagen auf mich ein, um alle meine Kalkuls zuschanden zu machen. Der Winter kam, und jede Woche wurde es ärger. Es war über unserem Schlafzimmer eine große Dachkammer, in der ich schwarze Wäsche und allerlei Zeug hatte. Da wurden nun oft schwere Kisten mit vielem Geräusch hin und her gezogen und endlich mit solcher Gewalt scheinbar aufgehoben und auf den Boden geworfen, daß ich, ob ich schon wußte, daß keine

dort waren, doch oft glaube, der Boden müßte eingedrückt und wir totgeschlagen werden. Das Haus war nur einstöckig, und das Dach ging so tief herunter, daß es sehr möglich war, hineinzukommen; ich lief also im Anfang allemal um Mitternacht oft mit dem Licht hinauf, um, wenn es Diebe wären, sie zu verjagen; aber nie war nur das mindeste verkehrt oder verrückt. Das Mädchen rückte auch mit den bittersten Klagen deswegen heraus. Sie hatte ihre Not den Leuten auf dem Hofe geklagt, die ihr die traurige Nachricht gaben, daß dies alles unserem Vorfahren auf dem Platze auch begegnet wäre. Mich hielt dies nicht ab, bei jedem Geräusch und in jeder Stunde der Nacht dahin, wo es sich äußerte, zu eilen, weil mir, um meiner Ruhe willen, alles daran lag, eine natürliche Ursache aufzufinden; aber alles umsonst. Ich hielt die Sache lange äußerst geheim; allein das Geschwätz der Mägde, die fast nicht mehr bleiben wollten, machten es laut; und einige Personen aus dem Dorfe und selbst die Witwe eines vorigen geistlichen Verwalters versicherten uns, daß ich mir nur vergebliche Mühe geben würde, einen natürlichen Grund des Spektakels aufzufinden. Mein Bruder, dem wir endlich unsere Not klagten, mißbilligte mein Nachforschen in jeder Stunde der Nacht sehr, weil ich mich, im Fall daß es, wie ich oft vermutete, böse Menschen wären, die uns erschrecken wollten,

ja der größten Gefahr aussetzte. Aber dafür sorgte ich doch auch; ich nahm immer einen Hund mit.

Es war ein finsterner Gang im Hause, von dem fast immer der Lärm ausging und der also allemal der erste Gegenstand meiner Untersuchungen war. Einen Hund brachte ich nie weiter mit mir als an den Eingang dieses Ganges. Ein treuer Pudel, den ich später hatte, ging einige Schritte weiter, aber nie bis an das Ende des Ganges; dorthin mußte ich allein gehen*.

Ich kann Ihnen die tausendfältigen Äußerungen des Dinges nicht erzählen. Manchmal war es, als ob eine Pulvermine unter uns losginge; die Wände schienen um uns zu zittern. So hob's einmal den Stuhl, auf dem ich saß, mit mir auf. Manchmal schien's einen Korb voll Zinngeschirr vor mich hinzuwerfen. Es schoß Flinten ab. Ein Skribent, den wir hatten und der es mir immer auszureden suchte, gestand doch eines Morgens: er könne es nicht mehr leugnen, er hätte auch einen Schuß gehört. Die Küche lag am Schlafzimmer, da war nun oft ein Wesen, ein Aufwaschen, ein Herumwerfen von Geschirr und Holz,

* Genaue Beobachter der Natur haben sich durch viele Erfahrungen überzeugt, daß gewisse Tiere, z. B. Pferde und Hunde, Gegenstände sehen, die der Mensch im gewöhnlichen Naturzustande nicht sieht, ob er gleich die Wirkung unsichtbarer Wesen bemerken kann. Man kann sich sogar solcher Tiere bedienen, um die Orte auszuspähen, wo sich solche Wesen vorzüglich aufhalten.

als ob alles zerstört würde. Ich stand dann immer fest an der Türe, den Drücker in der Hand; und wenn es am ärgsten war, riß ich die Türe immer auf und fand — nichts, nicht das mindeste. Wäre nur ein Kochlöffel am Boden gelegen, ich hätte mich überredet, meine Einbildung hätte das übrige hinzugetan. So wurde ich auch heimgeschickt, wenn es dem Unsichtbaren beliebte, einen Brand zu figurieren. Das erstemal saß ich zwischen zehn und elf Uhr abends noch an meinem Spinnrade und mein Mann neben mir, als ein Prasseln, Knistern und Sausen, als ob alles im Feuer stände, sich an der Stubentür erhob; es war desto unerwarteter, als unsere Leute sich noch nicht eine Viertelstunde entfernt hatten. Sie können sich vorstellen, mit welchem Entsetzen wir die Tür aufrissen; aber da war — Gottlob! — nichts. Kaum hatten wir uns wieder gesetzt, so begann das nämliche wieder; ich stellte mich an die Türe, und als es am ärgsten war, riß ich sie wieder auf und sah — nichts. Oft schien etwas die Türschwelle ausgraben zu wollen; es dröhnte, ächzte und stöhnte in schwerer Arbeit, und immer hatte mein Belauschen und Schnellaufmachen denselben nichtigen Erfolg. So habe ich mir tausendmal vergebliche Mühe gegeben, es zu überraschen und einmal zu sehen. Nur einmal wurde mir's so gut, wenn man dies so nennen will. Wir hatten im Winter oft Lichtgang (wie man die Besuche in Winternäch-

ten bei uns heißt); ich mußte also später als um zehn Uhr noch Wein holen. Ich war kaum auf der ersten Stufe der Kellertreppe, so erblickte ich eine kolossale kohlschwarze Menschenfigur, die von der Seite des herrschaftlichen Kellers quer durch unseren Keller schwebte. Ich kann Ihnen bestimmt nicht sagen, wie mir war; doch blieb ich stehen, und sobald jene Figur in die entgegengesetzte Seite verschwunden war, ging ich vollends hinunter und holte den Wein; aber nie, sooft ich auch um diese Zeit hingehen mußte, habe ich je noch etwas dergleichen gesehen. Die Figur berührte den Boden nicht. Die zweite und letzte sichtbare Erscheinung, die der Unsichtbare bewirkte, war eine Feuerflamme, die ich einstens, da ich mich zu Bett legen wollte, mit ungeheuerem Schrecken erblickte, weil ich glaubte, der Vorhang brennte, indem ich einen Vorhang hinaufflammen sah. Ich war aber bald beruhigt und erkannte dies Phänomen für einen Spuk, den sich der Unsichtbare auf meine Kosten erlaubte, und legte mich ruhig nieder; aber so wohlfeilen Kaufs kam ich doch nicht davon, ein furchtbares Geheul floß von der Decke meines Zimmers neben mir herab und verlor sich endlich gegen den Boden. Ich gestehe Ihnen gern, daß von allen sonderbaren, oft gräßlichen Szenen mir das Geheul, das oft neben mir tönte, die schauerlichste war; es schien mir das jämmerliche Zeichen des Zu-

standes der Armen. O Gott! Wie elend mögen solche Wesen sein; denn leider habe ich oft, wenn's gar zu toll herging und ich keine Ruhe hatte, den Unsichtbaren ausgescholten und gesagt: „Hättest du besser gelebt, so müßtest du jetzt nicht noch da sein.“ So weit kam's noch mit mir, die doch bei den zornigen Worten, die mein Mann gegen ihn ausstieß, bebte. Auch ich rief oft, wenn der Unsichtbare schien das Nachtlcht auslöschen zu wollen, drohend: „Untersteh dich! Pack dich fort, der Herr beschützt uns!“ Oft zwischerte es an unseren Betten auf eine häßliche Art, wie wenn mehrere Personen, miteinander zankend, sich unterhielten, wodurch wir im Schlafe gestört wurden. Manchmal klopfte es wie mit einem Stecken auf den Bett-himmel meines Gatten, dem es am meisten auf-sätzlich zu sein schien. Manchmal, wenn ich am Spinnrade saß, strich es mir, schnurrend wie eine Katze, um meine Füße herum.

Zwölfthhalb Jahre war ich unermüdet, in dieser sonderbaren Angelegenheit mehr Licht zu finden und suchte vergebens. Aber dort, wo schon so viele meiner Teuren, Ihr allgeliebter Vater, seine würdige Gattin und sein kostbarer Bruder sind, dort würde ich finden, was ich hier ahnte, aber vergebens suchte. Gewiß, teurer Freund, sind Sie meines Geschwätzes müde und bereuen vielleicht schon längst, daß Sie sich an mich gewendet haben. Doch kann ich Ihnen

versichern, daß ich Ihnen noch nicht alles um-ständlich erzählt habe, Sie hätten sonst viel-leicht das Blatt weit weggeworfen; aber daß ich für das, was ich gesagt habe, nicht nur drei Fin-ger aufheben, sondern auch rubig darauf sterben kann, das versichere ich Ihnen. Von Jungs Schriften habe ich die weise Frau und die Sze-nen aus dem Geisterreiche gelesen, die letzteren aber nicht zu meiner Beruhigung. Gott! Was legt der Mann uns noch für Prüfungen auf! Erlauben Sie mir, hier die Meinung meines Bru-der's hinzuzusetzen in Rücksicht auf Jungs See-lenlehre. Jener sagte mir: „Jung hat einer sehr guten Sache einen sehr schlechten Dienst ge-tan. Man muß seine ungeheure Phantasie be-wundern, aber lieben kann man sie nicht.“ Jetzt erlauben Sie mir noch einige Worte von meiner eigenen Lage. Im Frühjahr 1805 starb mein Mann, der beinahe ein halbes Jahr krank war. Durch seine Pflege ganz erschöpft, fiel ich bald nach seinem Tode in eine schwere, langwierige Krankheit. Zwei Brüder, die hier wohnen, der K. S. und der A. S., bestimmten mich, mei-nen künftigen Aufenthalt hier zu nehmen. Ich erfuhr durch meinen Bruder den Tod Ihrer mir so werten Anverwandten . . . Würdigen Sie auch künftig Ihrer Gewogenheit

Ihre
dankbar ergebenste Dienerin
K. H., Geistl. Verw.-Witwe.

NB. Noch einige Wünsche erlauben Sie mir; wäre mir möglich oder zu hoffen, Sie oder jemand aus Ihrer geliebten Familie hier zu sehen, wie viele Erfahrungen ließen sich noch mittheilen! Sie wenigstens sind nicht sicher, daß ich einmal, wenn's immer möglich ist, Sie heimsuchte, um teil an Ihren Kenntnissen und Erfahrungen in dieser sonderbaren Sache zu nehmen, die, so sehr sie auch als Torheit geachtet wird, doch so groß ist.

Auf dieses Schreiben antwortete ich am 7. Oktober 1811 mit Dank für die mitgeteilte Gespenstergeschichte und gestand, daß meine jugendlichen Zweifel gegen die objektive Realität solcher seltsamen Begebenheiten auf dem Grundsatz beruhten, daß nur diejenigen Gegenstände Eindrücke auf unsere sinnlichen Organe machen könnten, die man in der Naturkunde Körper nennt, sie mögen auch noch so fein und einfach sein als das Licht, die elektrische, magnetische, galvanische, gasartige Materie, daß aber etwas Nichtmaterielles, Geistiges solche grobkörperliche Wirkungen hervorbringen könne, dies überstiege meine Fassungskraft; ob ich gleich dem genialischen Kant zugeben müßte, daß ich ja ebensovienig begreifen könnte, wie meine Seele, mein Ich meinen Arm in Bewegung setzen kann, ich auch nicht leugnen könnte, die verborgenen Ursachen der mir erscheinenden Wirkungen in

der Körperwelt, welche Ursache die Philosophen das Ding an sich nennen, mit allen Sterblichen nicht zu kennen; es bliebe mir daher nichts übrig, als diese Sache, ohne deren Realität widerlegen zu können, bis mehr Licht darüber verbreitet werden würde, als ein Rätsel, das noch nicht aufgelöst ist, auf sich beruhen zu lassen; ob ich gleich, so widersprechend es auch scheinen mag, an der Wahrheit der mir von meiner Freundin erzählten zwölfthäljährigen Erfahrungen nicht einen Augenblick zu zweifeln oder dieselbe, bei so reifen Nebenbeobachtern, als etwas der Individualität der Erzählerin Eigentümliches, was die Philosophen Subjektivität heißen, zuzuschreiben mich getraue. Jedoch bleibe immer die Frage äußerst schwierig: welchen Zweck solche Spukereien haben sollten? Ich begehre auch noch historische Notizen und Sagen über das Kloster, über den Nachfolger im Amte ihres verstorbenen Gatten und legte folgende Frage vor: Ob der Spuk noch fortdaure? Ob Zwischenräume zwischen den Szenen, und wie große, sich vorfänden? Wie die nach O.-N. gesandte Kommission die Sache befunden? Ob man nicht genauer erfahren könnte, in welchem Orte der Bericht derselben hinterlegt sei? Die Antwort meiner Freundin aus C. vom 20. Juni 1812 zeigte mir eine Kette von Unglücksfällen, die es ihr unmöglich machten, meine Wünsche in genauer Beantwortung meiner Fragen zu er-

füllen. Meine Antwort vom 14. September 1812 enthielt bloß Trostgründe über ihre kummervollen Tage. Um den Verlust der bestimmten Antwort auf meine vorgelegten Fragen einigermaßen zu ersetzen, erhielt ich eine kleine Episode in einem Briefe aus C. vom 22. Dezember 1812, in welchem sie folgendes meldet:

Ich muß Ihnen doch einige Erfahrungen in dergleichen Dingen (Geistererscheinungen) während meines Aufenthaltes bei meiner Nichte A. L. mittheilen. Das Pfarrhaus (ihr Gatte war Pfarrer daselbst) liegt so einsam zwischen Bergen und Waldungen, daß ich Besorgnis wegen Einbruch äußerte. Meine Leutchen versicherten mir aber, daß so etwas nicht zu besorgen wäre, weil allgemein angenommen sei, daß Geister ihr Wesen darin hätten; diese Meinung hätte, wie ihnen schon mehrere Personen erzählt, ein vor vielen Jahren dagewesener, gar nicht exemplarischer Pfarrer durch manche Gaukeleien, die er den Pfarrkindern vorgemacht, bestätigt zu haben geschienen. „Da also die Leute selbst dies wissen,“ sagte ich, „nämlich, daß der Pfarrer sie geöffit habe, so könnt ihr von dieser Volks-sage wenig für eure Sicherheit vor Dieben hoffen.“ Mir fiel also gar nicht ein, daß wirklich etwas an der Sache wahr sein könnte; und ich war so ruhig darüber, als man sein kann. Und doch mußte ich hier einige Erfahrungen in diesem Fache machen. Ich hörte einmal,

da ich schlaflos dalag (mein Zimmer war im zweiten Stockwerk und nebenan ein Zimmerchen für die Magd), jemand ganz deutlich von der geschlossenen Türe her durch mein Zimmer gehen. Da es nicht ganz finster war, sah ich mich um und fragte: „Wer ist da?“ Aber es war nichts zu sehen noch zu hören. So kam es drei- bis viermal. Alle Nachsuchung war vergeblich, es konnte auch niemand hereingekommen sein. Das Ding war mir ungelegen, und ich tat endlich, was Sie vielleicht nicht billigen werden. Ich bat Gott laut, mich mit seinen Plagen zu verschonen. Wenn Sie, bester Freund, wüßten, wie sehr meine Geisteskräfte durch die vielen Erfahrungen dieser Art gelitten haben, so würden Sie mir wohl verzeihen, daß ich mich, besonders in einem Hause, wo ich nicht zu bleiben hatte, keinen neuen Erfahrungen aussetzen mochte; auch wurde ich von da an ruhig gelassen. Nur noch zweimal geschah es am hellen Tage, daß, wenn ich die Treppe aus dem unteren Hause heraufging, jemand sehr deutlich neben mir herging, und wie schnell ich mich auch umsah, doch niemand da war. Wir hatten einmal auf einige Tage Besuch von einer Bekannten, ich überließ ihr mein Zimmer und schlief in einem daneben. Diese fragte mich den dritten Morgen, an welchem sie da war, ob ich heute nacht durch ihr Zimmer geschlichen wäre. Ich versicherte ihr der Wahr-

heit nach, daß ich nicht aus dem Bette gekommen wäre. Sie versicherte aber ebenfalls, daß jemand durch ihr Zimmer gegangen, und ich gestand ihr endlich, daß es mir auch schon geschehen wäre.

Dieses Schreiben beantwortete ich kürzlich, den 28. Hornung 1813. Ich dankte ihr für die fortgesetzte Mitteilung ihrer Erfahrungen aus der übersinnlichen Welt und gab ihrem Gebete, daß der Herr sie mit solchen Prüfungen verschonen möchte, vollen Beifall; indem ich die Wirksamkeit eines solchen Präservativs aus mehreren anderweitigen Erfahrungen kannte. Ich theilte ihr auch meine jetzigen Ansichten über die Geisterkunde mit, die ich hier übergehe, da sie von mehreren geschickteren Federn schon öfters dargestellt worden sind und meine Stimme zu unbedeutend wäre, um den Glauben an Gegenstände zu vermehren oder zu vermindern, welche auf Tatsachen beruhen, die jeder das Recht hat, zu glauben oder zu verwerfen: ob es gleich sehr unhöflich wäre, um nicht mehr zu sagen, die Vermutung zu äußern, daß eine verständige Person mehr als den sechsten Teil ihres Lebens mit ihrem Gatten und einem Teile ihrer Umgebung in einer Art von Wahnsinn zugebracht haben könnte. Ein von Philosophen und Theologen eingestandener Satz, daß, was der Mensch hier säet, er in einer anderen Welt

ernten werde, mag übrigens den besten Schlüssel zu einer Theorie der Geisterkunde darreichen.

In einem Briefe aus C. vom 7. April 1815 dankte mir meine Freundin für meine Bemerkungen. Was aber die versprochenen Zusätze zu der erzählten großen Gespenstergeschichte anbelangt, so sagte sie: „Schwerlich werde ich so bald das Glück haben, Sie zu sehen: denn leider liegt der nahende Sommer schwarz und gewitterdrohend vor uns.“ (Sie deutete auf den Krieg der Alliierten gegen Frankreich.) „Ich will aber suchen, jene rückständigen Ereignisse, die Sie zu wissen wünschen, nach und nach aufzuschreiben und Ihnen mitzuteilen.“

Durch mancherlei Umstände wurde von jetzt an unser Briefwechsel unterbrochen bis zum 8. September 1818, da ich meiner Freundin wieder schrieb. Ich erinnerte sie an den versprochenen Nachtrag zur O.-N.-Geschichte und an die ihr in meinem Briefe vom 7. Oktober 1811 vorgelegten Fragen, besonders auch, ob denn gar keine Hoffnung da sei, den Bericht der von höchster Behörde abgesandten Kommission über diese Sache zu erhalten, worin viele mir nicht angegebene Ereignisse des Spukgeistes sich befinden sollen. Ich beehrte auch Nachricht über einige magnetische Seher und Seherinnen ihrer Gegend. Hierauf erhielt ich ihre letzte Antwort aus C. vom 27. September 1818, worin sie über

Altersschwäche klagt, die ihre Feder lähme, und von Unglücksfällen in ihrer Familie spricht. Über die Nachfolger in der geistlichen Verwaltung zu O.-N. erteilte sie einige wenige Angaben, die aber zu keiner Publizität geeignet sind. Doch bemerkte sie, daß der Nachfolger ihres verstorbenen Gatten nur eine kurze Zeit im Amte blieb und eine andere Stelle erhielt; dann wurde das Haus einem alten Pensionär überlassen, der auch nur kurze Zeit daselbst blieb und von welchem man nichts weiter erfahren hat. Hierauf wurde der Dienst von E. aus versehen.

Im Jahre 1815 versicherte mir Mademoiselle L. von C., Schwester eines angesehenen Handelsmannes in M., daß Herr S., der erste Nachfolger des verstorbenen Gatten meiner Freundin, ebenfalls sich bei seinen Freunden beklagt habe, von dem Gespenste in O.-N. geplagt worden zu sein, ob er gleich aus Klugheit, um seinen Wohnort nicht in ein übles Gerücht zu bringen, gegen fremde Personen sehr zurückhaltend über diesen Punkt gewesen sein und den Seinen dieselbe Klugheit anempfohlen haben soll. Ungefähr acht Jahre später machte ich die persönliche Bekanntschaft dieses Herrn S., eines sehr verständigen und geschickten Mannes. Er schien auch gegen mich so ziemlich zurückhaltend zu sein. Jedoch da er merkte, daß mich die Spukereien in O.-N. sehr interessierten, noch mehr aber seine sehr gebildete Familie, so ge-

stand er mir, ein Klöpfeln an den Getäfelu der Zimmer und ein Werfen wie mit Erbsen (in der berüchtigten Wohnung zu O.-N.) gehört zu haben. Ich habe ihm auch verschiedene historische Notizen über O.-N. zu verdanken. Dieser Herr hat nach einiger Zeit S. verlassen und hat die Stelle eines Domänenverwalters zu R. erhalten.

Vier Anekdoten

Vor einigen Jahren speiste Dr. Andral bei einem Freund, einem Manne von ausgezeichneten Fähigkeiten. Es befanden sich noch mehrere Gäste an der Tafel; der gemeinschaftliche Wirt war vollkommen wohl und gab eben hinreichende Beweise von der Tätigkeit seiner intellektuellen Kräfte, als er plötzlich nach der Thür des Zimmers hin gräßte, als bewillkommene er einen unsichtbaren Freund; er stand auf, reichte ihm einen Stuhl, sprach mit ihm, erhielt Antwort und führte die eingebildete Unterhaltung fort. Am folgenden Tage war dieser Freund von seiner seltsamen Einbildung ganz wieder genesen. — Diese Angabe ist allzu unvollständig, als daß sich darüber urteilen ließe. War das vermeinte Objekt eine bestimmte, dem Wirt bekannte, nahe oder fern abwesende, lebendige oder tote Person? Wovon unterhielt er

sich mit ihr? Glaubte er sie bis zu Ende der Tafel oder auch noch länger gegenwärtig? Ging er mit der Überzeugung von ihrem Besuch schlafen, und erkannte er am anderen Morgen, daß er deliriert habe? Woraus erkannte er das? Hat er, wenn es ein abwesender Freund war, keine Nachfrage bei ihm angestellt? Oder war es ein im Wachen sonst ganz unbekanntes Wesen, von dessen Persönlichkeit er sogar aus dem Gesicht keine nähere Erinnerung mehr hatte? Wir wollen nicht voraussetzen, daß die Oberflächlichkeit des Berichts absichtlich sei, aber oberflächlich ist er; wiewohl wir das französische Original nicht gesehen haben.

2

Bestimmter ist die „Geschichte der epidemischen Monomanie zu St. Tourard“, wie sie genannt wird. Mit diesem Ausdruck lassen sich freilich alle Erscheinungen, die mehrere zugleich wahrgenommen haben, natürlich erklären. Es ist eine Ansteckung von einer Phantasie der anderen mitgeteilt! Wie aber diese Ansteckung geschieht, wie sie besonders in gegenwärtigem Beispiel möglich war, das möchte schwer zu erklären sein. Und gibt es auch solche Ansteckungen, kann dem Hochschotten von seinem Landsmann das andere Gesicht mitgeteilt werden: schließt dieses alle objektive Einwirkung oder Wirklichkeit aus? Macht die Kontagion

nicht bloß für das Schauen empfänglich? Kann aber das eine Monomanie heißen, was achthundert Menschen zugleich wahrnehmen, plötzlich, ohne es vorher zu wissen, als eine augenblickliche Erscheinung? Nämlich ein Bataillon französischer Soldaten hatte während des beschwerlichen Feldzugs, den der Erzähler mitmachte, an einem heißen, schwülen Tag einen doppelten Marsch nach einem gewissen Orte zu machen. Es war achthundert Mann stark, lauter kühne, abgehärtete, versuchte Leute, die keine Gefahrscheuten, die, wie es heißt, „selbst den Teufel nicht gefürchtet hätten und sich wenig um Gespenster und Geistererscheinungen kümmerten“. In der Nacht war das Bataillon gezwungen, in einem engen, niederen, kaum für dreihundert Mann Raum bietenden Gebäude Quartier zu nehmen; dennoch aber schliefen sie. Um Mitternacht aber wurden alle von einem aus allen Winkeln des Hauses ertönenden gräßlichen Geschrei aufgeweckt, und den erstaunten, erschrockenen Soldaten erschien das Gesicht eines ungeheuren Hundes, der durch das Fenster hereinsprang und mit schnellem und gewaltigem Tritte den Schläfern über die Brust hinlief. Die Soldaten verließen entsetzt das Gebäude. Am nächsten Abend nahmen sie auf dringendes Bitten des Arztes und des Bataillonschefs, die sie begleiteten, ihr früheres Quartier wieder ein. „Wir sahen,“ sagt der Erzähler, „daß sie schliefen;

vollkommen wach erwarteten wir die Stunde des Schreckens, und kaum hatte es zwölf geschlagen, so waren die alten Soldaten auch schon zum zweitenmal auf den Füßen. Abermals hatten sie die übernatürlichen Stimmen gehört, abermals hatte der Hund ihnen die Brust bis zum Ersticken beklemmt. Der Bataillonschef und ich sahen und hörten nicht das geringste.“ Der Verfasser sucht nun die Sache aus physischen Ursachen, aus dem Luftdruck usw. herzuleiten. Allein diese Ursachen erklären weder die erste, noch weniger die zweite, übereinstimmende Erscheinung. Der Schlaf scheint Bedingung des Wahrnehmens dabei gewesen zu sein, es war aber darum schwerlich ein gemeinschaftlicher Traum von achthundert Mann ohne Wirklichkeit. Was es war, gedenken wir nicht näher anzugeben, denn wir wissen es nicht; aber daß es bloße Selbsteinbildung war, scheint uns unmöglich.

3

„Der letzte Fall,“ sagt Andral, „begegnete mir selbst, und zwar in einem Augenblick, wo ich nicht die geringste Anlage zum Wahnsinn spürte. Ich war noch ein junger Mann, als ich zum erstenmal das anatomische Theater von la Pitié besuchte und dort den schon stark in Fäulnis übergegangenen, mit Maden und Würmern bedeckten Leichnam eines Kindes sah. Ich machte

mir wenig daraus, kehrte nach Hause zurück, legte mich zu Bette und schlief fest. Als ich aber am anderen Morgen aufstand, um das Fenster zu öffnen, sah ich zu meinem größten Erstaunen den Leichnam von la Pitié auf meinem Tisch liegen. Ich stutzte, rieb mir die Augen, zwickte mich in die Nase, alles vergebens; er war es wirklich, blau und grün, faul und von kriechendem Gewürm bedeckt. Nie sah ich etwas deutlicher, und doch schwand die Täuschung bald, und ich erhielt meine Besinnung wieder, die seitdem nie mehr durch ein ähnliches Gesicht zum besten gehalten wurde.“ — Es möchte allerdings unnötig sein, die Neckerei irgendeines Dämons hierbei zu Hilfe zu nehmen. Die Phantasie ist für sich selbst ein wundertätiges Vermögen, sie kann Wahngelbde schaffen, und Andral hat hier möglicherweise wirklich einen wachen Traum gehabt. Man denke sich die Jugend und die jugendliche Einbildungskraft des Verfassers, den Umstand, daß er zum erstenmal das anatomische Theater besuchte und sogleich auf jenen Gegenstand des Ekels wie des Mitleids traf. Der Eindruck mußte tief sein, so bewußtlos er auch gewesen sein mag; denn viele Dinge kommen uns im Traum wieder vor, bei deren wirklicher Begegnung im Wachen wir, durch andere Dinge zerstreut, leicht vorüberglitten und sie schnell vergaßen; dies ist eine ganz gemeine Erfahrung. Das Bild, welches sich sei-

ner Seele und seinem äußeren Sinn eingepägt hatte, das in ihm geschlafen hatte, trat beim Erwachen sogleich wieder hervor. Hinlänglich bekannt ist es, daß, wenn wir eine Zeitlang besonders auf helle, weiße oder glänzende Gegenstände sehen, auch ohne die Aufmerksamkeit auf sie zu richten, ihr Bild erst nach einiger Zeit im Auge wieder erlischt und daß dieses Phantom vornehmlich zurückbleibt, wenn wir die Augen schließen. Die Leiche des Kindes, auf einem Tisch ausgestreckt, ein frappanter Anblick, blieb also auch hier im äußeren und inneren Sinn als ein Phantom haften, und nur die Lebhaftigkeit der optischen Reproduktion scheint dieses Beispiel zu einem ausgezeichneten und bewunderungswürdigen zu machen. Die Benennung Monomanie ist aber dabei um so un- eigentlicher angewandt.

4

Wir fügen eine vierte Geschichte hinzu, die aus zweierlei englischen Schriften in verschiedene Tageblätter des Jahres 1830 gekommen ist und welcher ebensowenig als der obigen zweiten der Name Monomanie zustehen möchte. Es ist „Cannings Mutter in der bezauberten Tischlerwerkstatt“. Diese Frau war Witwe von dem Vater des berühmten Ministers Canning, nachher Madame Hunn, und war wegen der Unfälle, die ihr Mann im Handel erlitt, wieder aufs

Theater gegangen, das sie zuvor verlassen hatte. Sie spielte auf der tragischen Bühne zu Plymouth, und zwar im Fach der edlen Mütter, und genoß wegen ihres Charakters und ihrer häuslichen Tugenden die öffentliche Achtung. Von ihrem Mut liefert nachstehendes Beispiel den Beweis. Bei ihrer Ankunft in Plymouth bat sie den Erzähler, ihren alten Freund Bernard, ihr eine Wohnung suchen zu helfen, die bequem und wohlfeil wäre. Der Zimmermann und Tischler des Theaters, welches Bernard dirigierte, namens Symmonds, besaß ein Haus, das nicht weit vom Schauspielhaus entfernt lag. Es hatte sich aber das Gerücht verbreitet, daß es nachts darin spuke, und da mehrere Mietsleute nacheinander es verlassen hatten, so fand sein übler Ruf so viel Glauben, daß die Zimmer seit sechs oder sieben Monaten leer standen. Der Eigentümer ließ der Frau Hunn die Wohnung durch Bernard unentgeltlich, aber unter der Bedingung anbieten, daß man nicht anders wissen sollte, als sie bezahle die gewöhnliche Miete; er hoffte dadurch dem Haus wieder einen guten Namen zu machen. Frau Hunn ging in den Vorschlag ein und sagte lachend, es sei nicht das erstemal, daß sie ihre Rolle in einem Geisterstück zu spielen habe. Den ersten Abend nach ihrem Einzug wollte sie sich alsbald überzeugen, ob sich etwas Unheimliches verspüren ließe. Die Magd und die Kinder waren zu Bette

gegangen; alles schlief. Sie setzte zwei Lichter auf einen Tisch, nahm das Buch vor sich und wartete still auf die Gespenster. Unter dem ersten Stockwerk, welches Frau Hunn bewohnte, war die Werkstätte des Zimmermanns oder Tischlers, von innen mit Riegeln und eisernen Stangen verwahrt. Eine verborgene Tür, durch welche die Arbeiter weggingen, führte auf einen Gang, der an die Treppe stieß, und war nur mit einer Klinke versehen. Frau Hunn hatte lange gelesen, als sie ein Geräusch vernahm, das aus der Werkstätte im Erdgeschoß zu kommen schien. Erst war es wie ein scharfes und langes Pfeifen eines Werkzeugs, womit man ein Stück Holz abschneidet; alsdann kamen andere Töne hinzu, die endlich ein fürchterliches Konzert bildeten. Alles Handwerkszeug spielte seine Partie. Die Säge kreischte, der Hobel rutschte, die Feile schnarrte, der Hammer schlug in gemessenen Absätzen, sämtliche Instrumente tobten verworren durcheinander wie in einer belebten Werkstatt. Frau Hunn ist beherzt genug, die Sache zu untersuchen. Sie legt ihr Buch hin, zieht die Schuhe aus, um nicht gehört zu werden, nimmt ein Licht und öffnet ihre Tür. Noch stärker wird der Lärm und kommt von demselben Orte. Vorsichtig und leise steigt sie die Treppe hinab. Als sie die Klinke aufdrücken will, hört sie noch die abscheuliche Musik. Sie macht die Tür auf, tritt ein, sieht sich um: alles ist still, das

Handwerkszeug an seinem Platz, in der ganzen Werkstatt herrscht völlige Ruhe. Kein Mensch, kein Geist ist sichtbar. Sie geht in dem Saal umher, untersucht Schlösser, Türen und Fensterläden und findet nichts in Unordnung. Sie geht wieder hinauf und fängt an zu zweifeln, ob sie wirklich etwas gehört habe; da geht das Getöse von neuem los, dauert eine halbe Stunde und schweigt. Frau Hunn legt sich ungestört zu Bett. Mehr denn hundert Personen zu Plymouth bekamen von diesem wunderlichen Vorfall Kenntnis. Inzwischen entdeckte Frau Hunn den anderen Tag weder Kindern noch Freunden etwas davon und stellte einen zweiten Versuch, ganz mit gleichem Erfolg, an. Nun offenbarte sie das Ergebnis der beiden Nächte dem Hauseigentümer und ihrem Freund Bernard. Jener wollte nicht glauben und entschloß sich, die folgende Nacht bei ihr zu wachen. Das Getöse begann in demselben Augenblick wie zuvor, und als Frau Hunn ihre Türe aufmachte und den Hauswirt ersuchte, mit in die Werkstatt zu gehen, kam diesen ein Grausen an, und er schlüpfte zur Haustür hinaus auf die Straße. Ein anderes Weib hätte die Wohnung verlassen; Frau Hunn blieb. Alle Nächte fing es wieder in der Werkstatt zu arbeiten an, und die Bewohnerin wurde den Spuk am Ende gewohnt. Sie sagte zu Bernard: „Die Gewohnheit ist eine andere Natur; wenn ich

die Zimmerleute nicht mehr bis um halb Eins arbeiten hörte, so würde ich mich fürchten und denken, sie kämen zu mir herauf.“ So brachte sie den ganzen Sommer in diesem Hause zu und legte eine Probe von seltener Unerschrockenheit ab.

So weit der Bericht.

Man möchte wünschen, daß Herr Bernard selbst einmal das Tischlerkonzert mit angehört hätte; ist es indessen nicht geschehen, so nennt er wenigstens seinen Namen und alle Umstände und beweist damit, daß an der Wahrheit der Geschichte nicht zu zweifeln sei.

Vorbedeutende Träume

I

Als ich in E. studierte — es war in meinem dritten Studienjahr —, lernte ich im Freimaurerzirkel einen jungen Universitätslehrer Dr. S. kennen, der sowohl durch sein äußeres, als auch durch sein inneres Wesen jedermann auf eine wunderbare Weise an sich zog. Er war ein Albino, mit weißem Gesicht, kaninchenroten Augen, weißen Augenwimpern und Augenbrauen und schneeweißem, etwas lockigem Haar, das seinem gutmütigen Gesicht sowie seiner ganzen Erscheinung ein ehrwürdiges Ansehen gab. Flößte schon sein Äußeres ein eigenes mysti-

sches Gefühl ein, so wurde dasselbe noch mehr durch die Art und Weise gesteigert, mit der er seinen vertrauteren Freunden sein Inneres offenbarte. Sein gebildeter Geist und sein tiefes, herrliches Gemüt machte seinen Umgang ebenso belehrend als anziehend. Als angehender Lehrer der Heilkunde hatte er einen reichen Vorrat an Kenntnissen, und sein rastloses Weiterstreben berechtigte zu der Hoffnung, daß er einst in der Wissenschaft ganz ausgezeichnet werden würde. Ich hörte bei ihm Astronomie und Physiologie, welche beide Kollegien durch meine Bemühungen zustande kamen. Dadurch sowie durch meine damalige Beziehung zur Freimaurerei wurde ich ihm sehr vertraut, so daß wir öfters des Abends auf meiner Stube zusammenkamen und unter traulichen Gesprächen über naturwissenschaftliche Gegenstände zuweilen bis über Mitternacht beisammen saßen. War ich bei ihm auf seiner Stube, so spielte er mir auf dem Violoncell vor, das er meisterhaft behandelte, und lehrte mich die Stenographie, in der er sein Tagebuch zu schreiben pflegte. Zuletzt teilte er mir die Geschichte seiner stillen Neigung zu einem trefflichen Frauenzimmer mit, das er leider hoffnungslos liebte. Ich war Zeuge seines großen und rührenden Kampfes, mit dem er dieser Liebe auf immer zu entsagen sich auferlegte. Von nun an war er oft schwermütig, schrieb noch häufiger in sein Tagebuch,

spielte stets im klagenden Moll auf seinem Violoncell und hatte manchmal ein zerstreutes, wundersames Aussehen, wobei einem eigen zumute wurde, zumal wenn er eine Träne niederkämpfte.

Einige Monate zuvor schon, noch ehe er mich mit dieser Angelegenheit seines Herzens bekannt machte, hatte ich, nachdem S. einen Abend auf meiner Stube zugebracht und uns über den Magnetismus etwas vorgelesen hatte, in der Nacht folgenden Traum.

Mir träumte: Ich befinde mich in einer schönen Gegend und ginge auf einen Berg zu, auf welchem ein tempelartiges Gebäude stand. Ich besteige den Berg, trete in das Gebäude ein und gehe eine breite Treppe hinauf; vor einer hohen Doppeltüre stehend, tue ich meine Schuhe ab, öffne die Tür und befinde mich in einem großen schwarzbehangenen Saal; ringsum sitzen Männer in Freimaurerkleidung; unter ihnen erkenne ich einige, die damals Universitätslehrer waren. Auf einmal höre ich einen Gesang, der so klar, rein und himmlisch war, daß ich auf tiefste gerührt wurde. Da es Trauertöne zu sein schienen, so fragte ich, wem der Gesang gelte. „Dem Bruder S.," bekam ich zur Antwort. Da weinte ich und ging zur Tür hinaus, vergesse meine Schuhe und schwebe, ohne eine Treppe mit den Füßen zu berühren, die große Stiege hinab. Unten angekommen, befinde ich mich in einer großen altertümlichen

Kirche. Ich schwebe immer noch, ohne den Boden zu berühren, den langen breiten Mittelgang zwischen den leeren Kirchenstühlen hinab nach dem Altar zu. Dort sehe ich eine Menge schwarzgekleideter Nonnen um den Altar sich drängen. Ich schwebe durch sie hindurch und gebe mir große Mühe, an keiner anzustoßen, weil mir war, als würde mir dann etwas Schlimmes begegnen. Aller Vorsicht ungeachtet, streife ich aber einer Nonne an die Schulter. Voll Angst fliehe ich; die Nonne, auch schwebend, mir nach; ich eile zur nebenbefindlichen Sakristeitür hinaus und befinde mich in einem Kirchhofe. Derselbe war lang und schmal; mittendurch ging ein Weg; auf beiden Seiten lagen reihenweise die Gräber; am Ende des Weges stand ein schönes Gruftgebäude. Ich eile, aber immer von der Nonne verfolgt, diesen Weg hinab und begeben mich in jenes kleine Gebäude, das innen wie ein Gartenhaussaal mit marmorbelegtem Boden aussah. Es war finster, und ich schmiege mich in eine Ecke. Plötzlich kommt der ganze Nonnenchor den Kirchhofweg herab, nach dem Grufthause zu und in den Saal herein. Die Nonnen, von denen einige Fackeln in der Hand haben, beginnen nun, ohne auf mich zu merken, einen Tanz in Form eines Doppelkreuzes, indem vier sich kreuzweise (wie bei einem Kontertanz) die Hand geben und jede derselben mit der anderen Hand eine andere

Nonne mit sich im Kreistanze herumführte. Auf einmal verlöschten die Lichter, und alle Nonnen sind verschwunden. Ich trete aus dem Saal ins Freie und laufe, nun mit den Füßen auf dem Boden, den Kirchhofgang wieder hinauf. Da begegne ich jener Nonne, an der ich angestoßen war; sie tritt mir in den Weg und greift mich an; ich packe mit meinen Händen die ihren so, daß Finger zwischen Finger zu liegen kommen, biege ihr die Hände mit großer Gewalt zurück und zwingen sie so, vor mir auf die Knie zu fallen, wobei sie um Gnade bat. Ich wollte sie dahin bringen, mir zu weisagen, aber in diesem Augenblicke erwachte ich. — Dieser seltsame Traum ging mir lange im Wachen nach. Ich erzählte ihn gleich einigen Freunden, die, wenn sie dieses lesen, sich des-selben noch erinnern werden. Gegen S. selbst erwähnte ich nie etwas davon.

Ein Vierteljahr darauf, als ich die Universität verlassen hatte und mich in meiner Heimat zu A. befand, erhielt ich in einer Gesellschaft einen Brief mit der unvermuteten Nachricht vom Tode des edlen S. Er hatte sich bei Besteigung eines Berges eine Erkältung und dadurch ein Fieber zugezogen, dem er erlag. Laut weinend ging ich nach Hause und konnte mich lange Zeit nicht fassen.

Ein halbes Jahr danach wohnte ich in einer der Freimaurerlogen zu N., in der ich vorher

noch nie gewesen war, der Totenfeier bei, die dem Bruder S. zu Ehren gehalten wurde, im gleichen Saale, den ich damals im Traume voraussah.

2

Im Januar 1830 träumte mir: Ich befinde mich auf einem Kirchhofe und sehe eine Frauengestalt im schwarzen Kleide mit frischen Wangen sich auf einen Grabstein legen, geradeso als ob sie da den ewigen Schlaf schlafen wollte. Sie zog dabei ein Kind an sich. Es war mir eigen zumute, zu sehen, wie man sich so lebendig zum Sterben hinlegen könne.

Ein Vierteljahr darauf starb meine Gattin in der Blüte ihres Alters. Zur Zeit meines Traumes war sie noch frisch und gesund gewesen.

3

Am 30. November 1830 träumte mir: Ich sitze in einer Gasse meiner Vaterstadt vor einem mit schwarzem Tuche behangenen Kindersarge und ordne etwas daran. Da biegt in dieselbe Gasse herein ein Leichenzug mit einem großen Sarge auf einem Wagen. Ich rufe, man solle mich nicht überfahren. Der Leichenführer hält die Pferde des Wagens etwas zurück; ich fasse mein Särglein und stelle es aufrecht, um es besser in den Arm nehmen zu können, wobei

ich mit Sorgen denke: „Nun wird das darin befindliche geputzte Kind in Unordnung kommen!“ Dann laufe ich mit dem Sarge unter dem Arme neben dem Leichenwagen vorbei, quer über die andere Gasse, wo verschiedene Leute stehen und, wie es mir schien, mitleidig zuschauen. Dabei denke ich: „Jetzt könntest du gleich die kleine Leiche mit der großen beisetzen lassen, das ginge in einem hin; aber nein! so mußt du zur Vermehrung des Schmerzes morgen die kleine Leiche allein begraben!“ Dabei wurde mir wehe, es übernahm mich vor den Leuten, und ich wollte eben anfangen zu weinen, als ich aufwachte und lange nicht von der Angst loskommen konnte, in die mich der Traum versetzt hatte.

Drei Tage darauf, am 3. Dezember, starb einer meiner Freunde in der Ferne.

4

In dem Hause des Fräulein K. v. N. starb ein Sekretär, der viele Jahre lang der treue Diener des Hauses gewesen war. Acht Wochen nach seinem Tode träumte es dem Fräulein K., sie sitze mit ihren Verwandten, unter denen auch ihr Vater war, der aber gerade krank lag, zu Tische. Auf einmal (so träumte es ihr fort) ertönte die Hausglocke; sie schaute zum Fenster hinaus, und unten stand der verstorbene Sekretär, sie um Einlaß bittend. Sie eilte durch

den Hausflur, die Treppen hinab, ihm entgegen. Er schien ihr gerade nicht wie ein Toter, aber hatte so etwas Unheimliches, Sonderbares an sich, was sie nicht näher bezeichnen, nur fühlen konnte. Sie fragte ihn, was er wolle. Da sagte er ganz ruhig: „Jemand abholen“ und trat in den Ausgang ein. Sogleich stellte sich Fräulein K. auf die Seite desjenigen Ganges, der zu dem Zimmer des krankliegenden Vaters führte und sagte rasch: „Aber doch nicht den Vater?“ Darauf drehte der Sekretär langsam und feierlich den Kopf dreimal hin und her, um damit anzuzeigen, er hole diesen nicht ab, und schlug den Weg in einen anderen Gang ein, wo er bis vor die Tür (Fräulein K. ging ihm im Traume immer nach) eines unbewohnten Gastzimmers schritt und vor diesem aus ihren Augen schwand. Fräulein K. erwachte und lag in einem so starken Schweiß, wie sie nie einen, selbst nicht in Krankheiten durch Arzneimittel, je erhalten hatte. Am anderen Tage erzählte sie den Traum, in Besorgnis um ihren Vater, einem Lehrer, der sie aber damit tröstete, daß dieser Traum, der wohl in jedem Falle nichts zu bedeuten habe, doch am allerwenigsten ihren Vater betreffen könne, da ja der Sekretär auf ihre Frage: ob er doch nicht den Vater abholen wolle, verneinend geantwortet und seinen Gang nach einem anderen Zimmer genommen habe.

Der Vater genas auch glücklich, und Fräulein K. erwartete schon bereits keine Folge mehr von diesem Traume, währenddessen auch schon zwei Monate verstrichen waren. Innerhalb dieser hatte sie mit ihrer Mutter eine Reise nach Ulm gemacht, und als sie von dieser wiederkehrten, begegnete ihnen wenige Stunden von der Heimat ein Verwandter zu Pferde mit der Erklärung, er sei ihnen besonders auch deswegen entgegengeritten, um ihnen zu sagen, daß inzwischen der Leopold (Bruder des Fräulein K.) erkrankt, jedoch bereits wieder in völliger Genesung sei. Sie waren getröstet durch die letzte Versicherung; als sie sich aber dem Hause näherten, bemerkte Fräulein K. Licht in jenem Gastzimmer und fragte den Verwandten, weswegen das Licht dort sei. „Wir haben,“ antwortete er, „den kranken Leopold dorthin gelegt.“ Auf diese Rede fiel dem Fräulein K. auf einmal die ganze Schwere jenes Traumes, den sie inzwischen ganz vergessen, aufs Herz. Sie trat ein, fand den Bruder zwar anscheinend auf dem Wege der Besserung; aber nach einigen Tagen versicherte er ihr, er fühle wohl, daß er dennoch sterben müsse, was ihm um so schwerer falle, da er nach dem Tode des alten Sekretärs die einzige Stütze des Vaters gewesen, bat sie nun, seine Stütze zu sein und starb auch nach wenigen Wochen in dem vom alten Sekretär ihr im Traume bezeichneten Zimmer.

5

Ein noch lebender, gegenwärtig in II. angestellter Lehrer hatte vor ungefähr zwei Jahren folgenden Traum: „In einer Nacht bildete sich in ihm die Vorstellung, als sei er in dem Lotteriehause in S., woselbst er außen am Hausgange eine Nummer, welche mit großen Ziffern auf eine schwarze Tafel geschrieben war, sah. Als er diese Nummer eine Zeitlang beschaut hatte, gedachte er auch mit dem Lotterieschreiber zu sprechen; dies tat er auch wirklich, und dann kehrte er wieder in seinen Aufenthaltsort zurück.“ Dieser Traum machte auf ihn einen solchen Eindruck, daß er sich am folgenden Morgen, als er erwacht war, alles ganz lebhaft vorstellen konnte, was ihm im Traume vorgekommen war. Er schrieb sich die Nummer, welche er sah, genau auf und nahm sich vor, auf dieselbe in der Lotterie zu setzen. Eine Handelsfrau, die öfters nach S. ging, beauftragte er, bei ihrem nächsten Dahinkommen für ihn auf die Nummer zu setzen; da diese Frau aber gleich darauf niederkam, so war es ihr unmöglich, seinen Auftrag zu besorgen, und die Nummer wurde von einem anderen besetzt. — Bald nach der Lösung erfuhr der Lehrer, daß die Nummer, auf welche er setzen wollte, 3000 Gulden gewonnen habe. Nach einiger Zeit traf es sich, daß der Lehrer nach S. kam, denn er hatte vor seinem Traume S. nie gesehen, und da er

sich noch wohl vorstellen konnte, wie er das dortige Lotteriehäus im Traume gesehen, so nahm er sich vor, dahin zu gehen, um zu sehen, ob es sich wirklich so verhalte. Mit Bewundern wurde er gewahr, daß wirklich alles so beschaffen war, wie er es im Traume gesehen hatte. Nun ging er auch auf das Zimmer des Lotterieschreibers, um sich von demselben über das Lotteriewesen belehren zu lassen; aber wie erschrak er, als ihm dieser, noch ehe er sich im Zimmer recht umgesehen hatte, zurief: „Guten Tag, Herr Schullehrer!“ Der Schullehrer, der den Lotterieschreiber noch nie gesehen, fragte ihn: „Woher kennen Sie mich?“ Dieser antwortete: „In einer Nacht sprach ich mit Ihnen im Traume; Sie erschienen mir damals gradeso, wie Sie gegenwärtig vor mir stehen.“ — Der Schullehrer erkundigte sich näher nach der Nacht, in welcher es dem Lotterieschreiber geträumt, worauf sich zeigte, daß es in derselben Nacht war, in welcher er selbst den erzählten Traum hatte. Die Wahrheit dieses Traumes kann aus dem Munde des Lehrers selbst gehört werden.

6

Folgender Vorfall ereignete sich erst in diesem Jahre zu Eichelberg im Oberamte Weinsberg. I., ein Bauer von da, wurde von einem Menschen in L. auf eine unrechtmäßige Weise genötigt, ihm 100 Gulden abzutreten, wofür er

aber von jenem einen Schein, daß er von ihm 100 Gulden erhalten und nichts weiter von ihm fordere, ausgestellt erhielt. I. hatte dieses Geld ohne Wissen seiner Frau und überhaupt eines anderen Menschen abgegeben, trug es aber immer als einen großen Kummer in sich, der ihn auch aufs Krankenbett warf, auf dem er die Sache zwei anwesenden Männern klagend anvertraute und diesen auch dabei sagte, daß er es hinter seiner Frau getan habe.

Er starb, ohne gegen seine Frau etwas zu äußern, und nach seinem Tode erst hörte sie die Sache durch jene Männer, die sie aber damit trösteten, daß das Geld ihrem Manne auf die ungerechteste Weise abgedrungen worden sei und daß es, sobald sie durch einen Schein beweisen könne, daß es jener Mann in L. erhalten, es diesem nach allem Rechte wieder abgenommen werden würde.

Sehr angelegen war es nun der Hinterlassenen, den Schein zu finden, aber alles Suchen war vergebens, derselbe konnte nirgends gefunden werden. Es verstrichen mehrere Wochen, da erschien der Tochter, einem Mädchen von siebzehn Jahren, der Vater im Traume, ganz wie er lebte, und sagte: „Ja! Es ist wahr, ich wurde aufs erbärmlichste um dieses Geld betrogen, und es hat mir dies noch im Sterben viel Kummer gemacht. Den Schein, den ihr sucht und den ihr haben müßt, habe ich der Mutter wegen versteckt.

Suchet unter dem Dache der Laubhütte, da schob ich ihn in die Spalte eines Balkens und nagelte vor dieselbe das Stück einer Latte.“ Das Mädchen erwachte und erzählte sogleich den Traum der Mutter, aber diese wollte auf ihren Traum nichts halten und hielt es nicht für der Mühe wert, unter dem Dache der Laubhütte nachzusehen. Erst nach einigen Tagen, als sie mit der Tochter obnedies unter dieses Dach kam, um Laub zu holen, und das Mädchen wieder von dem Traum anfang, suchte sie an den Balken dieses Daches nach und fand auch wirklich einen, auf den ein Lattenstück genagelt war. Begierig rissen sie es herab, und siehe! in der Spalte des Balkens fanden sie auch wirklich jenen Schein mit der echten Unterschrift jenes Mannes von L.

Der Schein wurde dem Gericht übergeben, und die Sache wird ohne Zweifel zugunsten der Witwe entschieden werden.

7

Schubert teilt in der zweiten Auflage seiner Geschichte der Seele nachstehenden merkwürdigen Traum des Herrn Geheimen Kirchenrates Schwarz in Heidelberg, wie er sagt, als teure Gabe der Liebe, wörtlich aufgenommen mit.

„Es mochte etwa in meinem neunten Lebensjahre sein, als ich anfang, Griechisch zu lernen. In der lateinischen Schule des Städtchens Gr. war

damals ein wackerer Rektor, der für jene Zeit sich darin auszeichnete, daß er diese Sprache einführte. Sie zog mich an, unerachtet der Unterricht sehr dürftig war. Wir kleinen Knaben mußten sogleich an dem Evangelium Johannis uns versuchen, nachdem wir nun in das Deklinieren und Konjugieren so einigermaßen hineingekommen waren. Indessen lernten wir täglich in unserem griechischen Wörterbuch so gut als in unserem lateinischen Cellarius. Diese Freude dauerte nicht lange für mich, denn ich kam in die lateinische Schule des Städtchens M., wo an das Griechische nicht gedacht wurde. Doch entfremdete ich mich nicht von meiner hellenischen Grammatik. Nach einigen Jahren war ich so glücklich, anderswohin in einen besseren Unterricht zu kommen, nach A., wo ich ein Privatinstitut eines jungen, tüchtigen Schulmannes besuchen durfte. Die griechische Grammatik, versteht sich nach damaliger Weise, die Etymologie mit aller Genauigkeit der Akzente, wurde tüchtig auswendig gelernt, und ich war sogar so glücklich, zuhören zu dürfen, wenn die größeren Schüler in Geßners Chrestomathie übersetzten, und das Buch selbst zu besitzen. Um diese Zeit, ich war zwölf bis dreizehn Jahre alt, hatte ich einen Traum, worin mir meine Großmutter (eine fromme Frau, auf die ich sehr viel hielt) mein Lebensschicksal auf einer Pergamentrolle in griechischer Sprache vorlegte. Ich verstand alles, als

wäre es in deutscher Sprache, war aber nicht mit allem zufrieden und wollte dieses und jenes anders wünschen. Hierauf aber erwiderte meine Großmutter folgendes, das ich unten geschrieben las: *ταῦτα χρησιμωθήσεα χρησιμωδέω σοι* (Wie mir prophezeit worden, so prophezeie ich dir hier). Hieraus erwachte ich, alles war vergessen, Worte und Inhalt, ich mochte mich besinnen, soviel ich wollte, denn der Traum hatte mich sehr bewegt. Nur diese letzten Worte standen noch ganz vor meinen Augen mit allen griechischen Sprachzeichen, wie sie da oben stehen, und so schrieb ich sie augenblicklich auf die Papierdecke meiner griechischen Chrestomathie, wo sie mir noch im männlichen Alter unter die Augen gekommen sind. Aber ich verstand sie nicht, denn ich mußte das Wort *χρησιμωδέω* erst im Lexikon aufsuchen, weil es mir damals noch ganz fremd war. Man wird die Genauigkeit merken, sogar im nicht akzentuierten enklitischen *σοι* und in der weiblichen Form des Wortes *χρησιμωθήσεα*, daß es eine Frau war, welche das von sich sagte. Daher darf man wohl zurückschließen, daß ich auch das andere Griechische ganz richtig im Traume vor mir hatte. Wie war nun die Seele imstande, soetwas zu produzieren, das sie im wahren Bewußtsein nicht verstand und welches sie vielleicht kaum nach allen Schuljahren zu schreiben fähig geworden wäre? Bewußtlos mochte sie allerdings die Worte wie jenes

χρησιμωθεῖν gehört haben; aber zur Erklärung der Sache gehört da doch noch mehr.“

Ich sage: Es gehört doch dazu die Annahme des Hereinragens einer Geisterwelt in die unsere, die sich uns hauptsächlich auch oft in Träumen offenbart. Es gehört dazu die Annahme von Schutzgeistern, von lieben Verstorbenen, die wie im Leben, so noch nach dem Tode an uns teilnehmen und auf uns liebend einzuwirken suchen.

Lebensrettung durch einen sichtbaren Schutzgeist

Der Zunftmeister und Kupferschmied H., der im Jahre 1793 noch zu Ulm als ein betagter Mann lebte, hatte sich aus den Zeiten seiner Wandererschaft folgende auffallende Lebensrettung durch einen ihm sichtbar gewordenen Schutzgeist in sein Tagebuch notiert, dem es hier wörtlich entnommen ist:

„Als ich in dem Württemberger Land nach der Dämmerung, da es schon recht dunkel war und finster werden wollte, in einen Marktflecken kam, begegnete mir ein Lehrjunge und trug Kerzen in der Hand, die ich kaum mehr sah. Da fragte ich ihn, wo das Wirtshaus wäre. Er sagte zu mir: „Nur noch etliche Häuser da hinauf.“ Ich sagte, man sehe keinen Menschen

mehr; weil es nicht weit wäre, so solle er so gut sein und mir es zeigen, ich wolle ihm einen Kreuzer schenken. Ich gab ihm auch den Kreuzer mit dem Versprechen, weil man das Geld nicht mehr erkennen könne, so es kein Kreuzer wäre, so solle er zu mir ins Wirtshaus kommen, so wolle ich ihm zwei Kreuzer dafür geben. Er zeigte mir das Wirtshaus und sprach, ich solle nur geradefort gehen, die Stube sei hinten linker Hand, ich werde schon reden hören. Ich ging allmählich fort; es war so finster, daß ich von mir selbst nichts sah. Als ich nun zu mittelst im Haus war, da war eine Öffnung oben am Keller oder Gewölbe, allwo man die Fässer auf- und abließ, und war die Falltür vergessen worden zuzumachen, ich wußte es aber nicht. Als ich nun nahe an der Öffnung des Kellers war, da ergriff mich jemand an meinem linken Arm ganz oben, daß ich die Hand unter dem Arme verspürte und vermeinte, es wäre jemand da, der etwa scherzen täte. Die Hand faßte mich aber noch härter an und hielt mich, daß ich nicht weitergehen konnte. Da sprach ich: ‚Tut mir kein Leid, ich bin ein reisender Handwerksbursch, ich tue auch keinem Menschen ein Leid; ich weiß nicht, wo ich bin in der Welt.‘ Da gab es aber auf einmal einen hellen Schein, und ich sah die Gestalt eines schönen Jünglings im Glanze stehen, weiß und rötlich und sehr fein von Angesicht. Seine Brust sah rötlich aus, seine

Arme waren anzusehen wie fein weißer Schleier. Er war in meiner damaligen Größe, und er wendete sich, daß sein Angesicht und mein Angesicht einander gegenüber waren, und war keine rechte Elle zwischen ihm und mir, und er hielt mich noch, und ich sah ihn an und lächelte. Da verlor sich allmählich das Licht, und es ward wiederum recht finster, und er hielt mich noch und ließ mich nicht gehen. Da kam die Frau des Hauses mit einem brennenden Licht aus dem hinteren Keller hervor, und ich stand hart an der Öffnung und sah hinunter. Da erschrak ich und sprach: ‚O Herr Gott, wie hätte ich plötzlich können so unglücklich werden!‘ Da sie aber reden hörte, sah sie hinauf und schrie aus vollem Halse: ‚O Herr Jesus, stehet stille! Stehet stille! Ich habe vergessen, die Falle zuzumachen.‘ Ich redete zu ihr hinunter und sprach: ‚Komme Sie nur mit dem Lichte herauf, daß ich sehe, wo ich bin.‘ Und sie kam eilends herauf, erblaßte und keuchte, getraute sich nicht, nahe zu mir zu treten und sprach: ‚Nur zurückgetreten, nur nicht vorwärts!‘ Und ich trat zurück. Da sprach sie: ‚Jetzt ist's gewonnen!‘ und leuchtete mir mit dem Licht in die Stube. —

Nun, du heiliger Vater und Gott, wie soll oder kann ich dir genugsam danken, daß du so einen starken Helden, einen himmlischen Geist mir zugesendet, der mir zur Seite stand bei diesem

mir bevorstehenden Unglück? Ich war dem Tode nahe, und du hast mich also errettet!“

Wahrnehmungen eines Geisterschers, die er seinem Seelsorger auf seinem Sterbebette wenige Wochen vor seinem Heimgang mittheilte.

Mitgeteilt von Herrn Pfarrer B.

Heinrich J—r von B—f besaß eine ausgezeichnete Gabe, Geister zu sehen, und zwar von Jugend auf, aber immer nur bei gesundem Körperzustand; sobald er anfang zu kränkeln, wie vor ungefähr vierzehn Jahren, wo er an einer Auszehrung arbeitete, von welcher er aber wiederum genas, so schien diese Gabe ganz verloren zu sein; sobald ihn aber die Krankheit verlassen hatte, so waren seine Augen von neuem geöffnet und blieben es bis im April 1831, wo sich die vorige Krankheit von neuem einstellte und mit derselben sich auch der Blick in die Geisterwelt verdunkelte. Er hatte nur zuweilen noch während dieser Zeit Empfindungen von ihrer Nähe durch Angst und Beklemmung, aber er sah sie nicht.

In dem gesunden Zustand, wo er die Geister sah, war auch in den dunkelsten Nächten, wenn andere weder Weg noch Steg sehen konnten, sein Gesichtskreis so erhellt, daß er alle Gegenstände nicht nur der Geister-, sondern auch der Sinnenwelt sehr genau unterscheiden konnte, so daß

er imstande war, anderen den Weg zu weisen. Seinem Auge erschien alles wie bei der Dämmerung, aber bei der Mondbeleuchtung bisweilen auch heller. Es war aber nicht immer gleich. Je gesunder er sich fühlte, desto lichter und heller erschien ihm alles, auch bei sonstiger dichter Finsternis.

Dieses gibt einen Aufschluß über das Wesen des Geistersehens, daß es nämlich nicht ein körperliches Sehen, sondern ein Schauen oder Hellsehen des menschlichen Geistes selbst ist, wo nicht sowohl dem leiblichen Auge des Sehers ein Geist oder Gespenst erscheint, als vielmehr von dem Geiste des Sehers durch das Auge angeblickt und gesehen wird.

Als er von seinem Pfarrer gefragt wurde, ob er in keiner Bekanntschaft mit B. — einer Geisterseherin aus dem gleichen Dorfe, welche vor zehn Jahren gestorben war — gestanden sei, so verneinte er es, machte aber die Bemerkung, daß er jene Person nicht gleich anderen gesehen habe. Sie habe ihm bei Lebzeiten gleich einem Geiste geschienen, und zwar gleich einem guten Geiste. Des Nachts sei sie ihm, wenn er ihr etwa begegnete, weiß vorgekommen, aber in Bauerntracht, während die weißen Geister sonst mit einem langen weißen Kleide vom Kopf bis auf die Füße angetan seien, das um den Leib von einem Gürtel zusammengehalten werde. (Über-einstimmend mit der Seherin von Prevorst.)

In seiner Physiognomie — bemerkt hierbei der Pfarrer — fiel mir der gleiche Stechblick auf, der mir, als ich vor elf Jahren B. in B—f als Kandidat besucht hatte, an derselben so eindrucklich geblieben war.

J—r sagte besonders wichtige Dinge in Beziehung auf die Geister im allgemeinen, welche mit den Aussagen der Seherin von Prevorst übereinstimmen, ohne daß er die Schrift, welche von derselben handelt, jemals gekannt noch gesehen hatte, manches auch, das mir ganz neu war, aber Ihnen vielleicht aus mancherlei Beobachtungen schon bekannt ist.

Es gibt — so sprach er — dreierlei Arten von Geistern: weiße, mit langem Faltenrock und einem Gürtel um die Lenden; graue Nebelgestalten und schwarze in gewöhnlicher Kleidung. Die ersteren zerfallen in solche, die eine Kopfbedeckung haben und die ohne Kopfbedeckung sind (die Seherin von Prevorst sah nie einen weiblichen Geist, der nicht eine Kopfbedeckung, immer die gleiche Verschleierung der Haare hatte), wodurch wahrscheinlich das Geschlecht derselben angedeutet wird. Die Kopfbedeckung läßt das Gesicht frei und ist ein Mittelding zwischen einem rückwärts geworfenen Schleier und einer Haube. Einige Geister mit weißem Faltenrock haben noch schwarze Gürtel; bei denselben aber sieht das Weiße des Rockes ziemlich schmutzig aus. An den Geistern,

welche um das weiße Gewand schwarze Gürtel trugen, bemerkte er mehrmals, daß sie nach und nach immer heller geworden und endlich, wenn sie ganz hell und glänzend gewesen, nicht mehr erschienen seien; denn die Geister, die ganz weiß werden, bleiben nicht mehr lange auf Erden. Die grauen Geister, welche, wie schon bemerkt worden ist, nach ihrem Geschlecht mit oder ohne Kopfbedeckung erscheinen, hätten einen nebel- oder wolkenähnlichen Leib und seien allgemein die böartigsten, auch verändere sich selten einer derselben. Da sie noch im Leibe gewohnt, hätten sie meistens der ehrbaren Klasse angehört und sich also wahrscheinlich durch Stolz, Geiz und Härte, nicht durch beschämende oder beugende Vergehen ausgezeichnet. Die schwarzen Geister seien in der Kleidung zu sehen, welche sie auf Erden getragen, nicht aber gerade nach der Zeit ihres Alters, welches sie erreicht hatten, da sie starben, sondern nach der Gestalt ihres Leibes in denjenigen Jahren, in welchen sie besondere Sünden mögen begangen haben. Zuweilen hätten sie auch gefärbte Kleidungsstücke an, aber meistens von dunkler Farbe. Ihre Augen sprühen, als leuchteten sie, und in der Gegend der Brust sei es, als flackere ein Licht oder ein Flämmchen, welches nach dem Maßstabe der Schwärze des Geistes größer oder kleiner sei. Es brenne aber nie ruhig, sondern erscheine jederzeit, als blase ein Wind darein. Daß auch diese

sich nach und nach verändern, machte der Geisterseher schon in seinen Lehrjahren eine merkwürdige Erfahrung.

Bei der Wohnung eines Schreinermeisters in S. ging beinahe täglich eine nicht bejahrte Geistin gemeiniglich des Abends vorbei. Anfänglich sah er sie schwarz in der gewöhnlichen Tracht der damaligen Zeit herumgehen, es war um das Jahr 1802. Auf der Brust oder vielmehr in der Brust bemerkte er das flackernde Flämmchen. Nach einiger Zeit wurde sie etwas heller. Später sah er sie im Faltenrock, der jedoch schmutzig war und mit einem schwarzen Gürtel zusammengezogen, welcher aber auch endlich weiß geworden. Nun stand es aber nur noch kurze Zeit an, so sah er sie nicht mehr, indem sie noch bei ihrem letzten Erscheinen ganz glänzend ausgesehen hatte. Auf Befragen des Pfarrers, ob er nicht nachgeforscht habe, wer diese Person wohl möchte gewesen sein, versetzte er, daß er aus Furcht, des Geistes Verfolgung sich zuzuziehen, nicht gewagt habe, sich näher nach ihm zu erkundigen. (Abermals wie bei der Seherin von Prevorst.)

In Beziehung auf das Betragen der Geister gegen lebende Menschen sagte J—r: Wenn man weißen Geistern begegne, so habe man keinen Schaden von denselben zu befürchten; hingegen schwarze und namentlich graue Geister, welche auf Erden gehässige, rachgierige oder boshafte

Gemüter gehabt und ihre Mitmenschen gern ge-neckt haben, versuchen die Menschen, die sie sehen, auch nach ihrem Tode noch zu ängstigen; denn sie wissen, daß sie von denen, welche sie sehen, auch gesehen werden. Auf Leute, welche die Geister nicht sehen, haben dieselben keine Gewalt. Es sei ihm mehrmals geschehen, wenn er mit Freunden auf dem Wege nach B . . l oder auf sonstigen Berufswegen gegangen sei, daß ihm Geister begegnet seien, und ihm absichtlich den Weg versperrt haben. Wenn er dann hinter einem seiner Freunde gestanden, oder satt hinter demselben gegangen, so habe er ungehindert den Weg fortsetzen können; wo ihm aber dies nicht gelungen sei, da habe er die Straße verlassen und auf ungebahnten Straßen über Äcker und Wiesen und sogar durch den Bach den Weg in die Heimat suchen müssen.

Auf Befragen hin erzählte J—r seinem Pfarrer, daß in der Gemeinde B—f viel mehr Geister aus früheren Jahrhunderten sich aufhalten als in anderen Dorfschaften, hingegen weniger aus den neueren Zeiten. (Bis ins Jahr 1795 war die Pfarre ein Erblehen. Dadurch wurde die Gemeinde sehr schlecht besorgt, weil die Pfarrer größtenteils Scherer der Gemeinde und nicht Hirten derselben waren. Schreiber dieses war der erste, der besagen kann, daß er von dem Herrn dazu berufen worden, diese Herde

zu weiden, nebst einem Adjunkt, welcher dem vorigen Pfarrer, der die Gemeinde ganz verwahrloste, an die Seite gestellt wurde, zwölf Jahre vor meinem Antritt mir den Weg bahnte, und in den zwei Jahren, da er noch neben mir war, zu vielem Segen gereichte, und mir die Ordnung einführen half, welche jetzt noch in der Hand des Herrn so gesegnet ist, daß die Gemeinden B . . . und Z . . . , die damals zusammengehörten, der Regierung treugeblieben sind, ungeachtet zweier Überfälle, die sie von revolutionirten Nachbargemeinden auszuhalten hatten, wobei mein Sohn abgeführt und sehr grob behandelt wurde, und der Pfarrer von Z . . . n die Flucht nehmen mußte und ausgeplündert wurde.) Die ersteren verhalten sich zu den letzteren wie Dreiviertel zu Einviertel, während hingegen anderwärts der entgegengesetzte Fall eintrete. Nicht wenige seien noch aus den Zeiten vorhanden, wo die Einwohner des Landes große weite Pumphosen getragen haben, d. i. bis um das Jahr 1760.

Diese Geister seien sehr fleißig im Besuch der Gottesdienste; aber vielen sei es nicht gestattet, in die Kirche zu gehen, sondern sie müssen sich auf dem Gottesacker aufhalten, weshalb dieser bei dem Gottesdienste meistens gefüllt sei. Wenn die Kirche oft gedrängt voll Menschen sich befinde, so werden nichtsdestoweniger eine Menge Geister gesehen. Das son-

derbarste dabei sei aber, daß die meisten davon den Rücken gegen Kanzel und Altar kehren, und also mit weggewandten Angesichtern dasitzen. Diese gehören in die Klasse der grauen Geister, denn die weißen Geister schauen vorwärts. Aber auch nur diese dürfen nebst den grauen die Kirche betreten, während die schwarzen auf dem Kirchhofe weilen müssen.

Bei dem Kirchengebet betragen sich die schwarzen und grauen Geister teilnahmlos, so lange aus der Agende gebetet werde, und nur die weißen bezeugten einige Teilnahme. Hingegen beim Herzensgebet seien alle Geister, ohne Ausnahme, andächtige Mitbeter; und wenn mein Sohn etwa mit besonderer Kraft gebetet habe, so habe es geschienen, als würden die Geister zusehends weißer, und als müßte es schnell zur Ruhe gehen.

Wenn ein Leichenbegängnis eines Menschen stattfinde, der einen christlichen Wandel geführt habe, so sehe man seinen Sarg von weißen Geistern und glänzenden Engeln begleitet; wäre aber ein Mensch gestorben, der zur Klasse der unbegnadigten Geister komme, so gehe derselbe bei seinem Leichenbegängnisse hinter seinem eigenen Sarge her, was bei der ersteren Klasse, die sogleich nach ihrem Absterben zur Ruhe gelange, nicht mehr der Fall sei.

J—r bemerkte, daß er in der Kirche oft

Geistinnen gesehen habe, welche Blutflecken an ihren Kleidern hatten und zugleich mehrere Kinder, und zwar oft drei bis vier auf ihren Armen trugen. Da er einige derselben bei ihrer Lebzeit gekannt hatte, und wußte, daß sie keine Kinder gehabt, die sie hätten ermorden können, hingegen doch einen zweideutigen Lebenswandel geführt, so vermutete er, diese Kinder seien die abgetriebene Leibesfrucht, die sie nun zur Schau herumtragen müßten.

Diese Mitteilungen machte mir J—r ganz unbefangen noch kurz vor seinem Tode.

Merkwürdige Träume

mitgeteilt von H. Schönhuth, Pfarramtsverweser
zu Hohentwiel

I

Mit schwerem Herzen hatte ich die Heimat verlassen, denn ich mußte wieder in das Seminar nach Schönthal zurückkehren. Gern hätte ich gewartet, bis ich über das Schicksal meiner unglücklichen Schwester beruhigt gewesen wäre. Sie war verschwunden in ihrem verworrenen Geisteszustande, und niemand konnte eine Spur von ihr auffinden. Mit betrübtem Herzen ging ich, mit banger Stimmung brachte ich drei Tage zu — immer schwebte mir das Bild meiner unglücklichen Schwester vor. Da träumte mir eines Nachts. Ich stand in einem unbekanntem Zim-

mer, das die Aussicht auf einen großen See darbot. Ein hohes Bogenfenster war geöffnet. Da erschien mir die Gestalt meiner Schwester. Sie war in ein weißes Gewand gehüllt. Einige Minuten stand sie vor mir: auf einmal däuchte mich, als ob sie hinausschwebte in den See und in seinen Wellen verschwand. In diesem Augenblicke, also noch im Traume, tritt einer meiner Stubengenossen, der jetzige Vikar H. . . , in das Gemach. Er bringt mir ein Briefchen im sechzehner Format mit schwarzem Siegel. Ich erbreche das Briefchen, und mit Schrecken vernehme ich die Nachricht, daß meine unglückliche Schwester in einem See unfern des Ortes, wo sie verschwunden war, aufgefunden worden sei. Ich erwache bei der schrecklichen Nachricht. Da, in dem ersten Augenblicke, als ich aufstehe, kommt der genannte Freund und bringt mir ein Brieflein in dem beschriebenen Format, und sein Inhalt war der schreckliche, den ich schon im Traume erfahren hatte.

Träume dieser Art sind selten — mit so deutlicher Hinweisung auf die Zukunft. Wirklich ist mir auch in allen meinen späteren Erfahrungen keine solche mehr vorgekommen. Wenn man so gern Träume in unserer Zeit verwirft, so mag wenigstens dieser beweisen, daß es bedeutsame Träume gibt.

2

Als ich von meiner Reise ins Unterland über meine Heimat S. kam, verweilte ich mich dort einige Tage. Meine Gemütsstimmung war mehr eine heitere als düstere zu nennen, das einzige, was mir manchmal allein einen trüben Gedanken machte, war, daß ich immer wähnte, ich würde das Kind meiner Schwester, welches ich so herzlich liebte, nimmer am Leben treffen. Da träumte mir am vorletzten Tage, ehe ich abreiste, ich befände mich in einer weiten Ebene. Zwei Freunde standen neben mir, und es dünkte mich, einer dieser beiden wäre flüchtig und ich und der andere Freund begleiten ihn auf seiner Flucht und suchen ihm durchzuhelfen. Ich trennte mich von beiden — da deuchte mir, als ob ich auf einmal in eine Kirche versetzt wäre. Ich stand am Altar und reichte das heilige Abendmahl. Während dieser heiligen Beschäftigung fiel mein Blick auf die Kirchentür: sie öffnete sich, und ein Mann in schwarzer Kleidung trat herein. Er trug in seiner Hand ein Gefäß mit schwarzem Tuch bedeckt. Der Mann nahte dem Altar — er deckte das Tuch auf, und in dem Gefäß lag ein Herz von übermenschlicher Größe, das im Blute schwamm und sich noch bewegte. „Was ist das?“ fragte ich voll Entsetzen. „Das ist das Herz deines unglücklichen Freundes — ein schreckliches Schicksal hat ihn auf seiner Flucht getroffen.“ Schauer überlief mich —

ich erwachte, und noch sehe ich das Herz im Blute liegend, wie es zuckte und sich sichtbar hob, als der Mann das schreckliche Wort sprach. Was der Traum bedeutete, ist noch nicht offenbar. Wohl starb nach vierzehn Tagen meiner Rückkehr das liebe Kind, welches noch zu begraben auf meiner ganzen Reise mich verlangt hatte.

3

Es war in den letzten Wochen des Jahres 1832, da träumte mir eines Nachts, ich halte ein Fest mit vielen kleinen Kindern. Ich sang ihnen einige heitere Lieder vor, die sie mitsangen. Noch ganz erinnerlich ist mir Schillers Lied aus Tell: „Mit dem Pfeil...“ Wir hatten das gesungen, da sprach ich: „Ihr Kinder, kommt, wir gehen jetzt in die Kirche, da müssen wir aber andere Lieder singen. Wir wollen das schöne Lied singen: ‚Herr, dir ist niemand zu vergleichen.‘“ Ich ging den Kindern voran und sang mit ihnen das Lied. Da kam ich mit meinen Kindern an einen Kreuzgang, welcher zur Kirche führte. Wir durchwanderten den größten Teil des Kreuzganges, da sprach ich: „Haltet, ihr Kinder, ich will voran zur Kirche, daß ich alles für euch in Ordnung richte.“ Gerade waren wir an den letzten Versen des Liedes: die Kinder standen stille, und ich beugte mich um die Ecke des Kreuzganges: da ging ein Leichenzug vor mir, ganz totenstill. Auf einmal verschwand die Leichenbegleitung,

und ich sah nur einen Mann, der trug einen Sarg von ungeheurer Größe und brauner Farbe auf dem Kopfe. Er wandte sich um gegen mich und sprach: „Komm her und geh hinter mir und singe ein Begräbnislied.“ Ich ging hinter ihm und sang ein Sterbelied, dessen ich mich nimmer erinnere. Wir kamen bis an die Treppe der Kirche — da war der Mann mit dem Sarge schnell voran und stand an der Kirchentür schon weit über mir. Der Mann mit dem Sarg verschwand, und an seiner Stelle stand eine Person von meiner Größe, in demselben Kleid, das ich gewöhnlich trage — kurz es war mein zweites Ich. Deutlich sah ich, wie diese Person eine Briefftasche herauszog, die ich von meinem seligen Bruder erbte — ich sah, wie er blätterte und lachend ein Papier von Wichtigkeit, das stets in meiner Briefftasche liegt, betrachtete. Da wandte er sich von der Briefftasche. Er zog einen bekannten Schlüssel heraus und warf ihn lachend vor meine Füße, daß der Boden des Kreuzganges hohl ertönte. Da erwachte ich, und in demselben Augenblick fiel ein Schlüssel auf den Tisch vor meinem Schlafzimmer, und der Klang war derselbe, wie ich ihn im Traume gehört. Aber später fand ich nichts auf meinem Tische.

Acht Tage darauf — es war an einem Donnerstag — hielt ich mit meinen Schulkindern Prüfung, was sie gewöhnlich als einen Ferien-

tag betrachteten. Ich ging hinaus auf das nicht ferne Filial B., da war vor wenigen Minuten eine innig verehrte Freundin, Fräulein Fanny v. F., Stiftsdame zu Oberstenfeld, gestorben. Am Donnerstag hatte ich geträumt, am Donnerstag starb sie. Ich hielt das Leichenbegängnis — ging hinter dem Sarge. Der schmerzerfüllte Bruder der Verstorbenen konnte nicht erscheinen. Ich sang mit wenigen an ihrem Grabe ein Sterbelied und tröstete die vielen, die an ihrem Grabe weinten.

4

Zu einer Zeit, die ich nur mit Schmerzen nenne, träumte mir, ich befände mich in einem Wirtszimmer: es war mir, als ob es die Zeit meiner Universitätsjahre wäre. Mit noch zwei oder drei anderen saß ich an einem Tische, und alle waren heiterer Laune.

Da auf einmal ging die Tür auf: es trat herein einer meiner Universitätsfreunde, der schon im Seminar mit mir gelebt hatte. Er trat auf mich zu: ich erschrak, als ich ihn erblickte. Sein Gesicht war in Fetzen zerrissen, daß ich kaum noch seine früheren Züge erkannte: er reichte mir die Hand — da war sie voll von Blut, und die meine wurde gleichfalls mit Blut erfüllt von seinem Händedruck. Ich fuhr zurück — da sah ich den ganzen Tisch mit Blut überschwemmt. Es lag Brot auf dem Tische, ich nahm von dem Brot und gab es dem Hunde, der neben mir saß

auf dem Stuhle, und der Hund nahm es begierig. Dieser Hund war ein Vermächtnis von meinem seligen Bruder, den er mir noch in den letzten Augenblicken empfahl. Er war so anhänglich zu mir, daß er sich Tag und Nacht nicht von mir trennte. Auch ich hatte solche Anhänglichkeit an den Hund, daß er in keinem Traume von mir fehlte, und wenn er mir nur einen Tag fehlte, rief ich im Traume seinen Namen. Nun auf die wahrscheinliche Deutung des Traumes. Wohl war in jener Zeit mein Gemüt exaltiert wie vielleicht noch nie, und Rache gegen einen Gegenstand, der mich am schwersten unter den Menschen beleidigt hatte, kochte in meinem Herzen — aber ein späterer Umstand belehrte mich, daß seine Deutung weiterging. Auf meiner letzten Reise hörte ich, daß dieser, mein Universitätsfreund — er hieß W... und studierte später Medizin —, in Paris, wo er sich aufhielt, durch einen schauerlichen Selbstmord sein Leben geendet hatte.

5

Es war um jene Zeit, als meine jüngste Schwester P. mit einem wackeren Manne aus der Schweiz sich verheiraten sollte. Der junge Mann, an dem ich mit ganzem Herzen hing, kam und holte meine Schwester ab, um sie seinen Eltern vorzustellen. Er ging mit ihr im Anfang der Woche, und am Sonntag sollte die Hochzeit sein.

Alles freute sich auf diesen Tag: man rüstete Kleider und war froh in den Tagen ihrer Abreise. Mir war ganz anders zumute. Mit dem Augenblick ihrer Abreise wurde mir bange. Ich, der ich in zehn Jahren immer gesund war, klagte über Unwohlsein und konnte doch keinen rechten Grund dafür angeben. Da legte ich mich, was sonst selten der Fall war, mittags um 3 Uhr ein wenig aufs Bett. Ich entschlief und hatte einen wunderbaren Traum. Es deuchte mir, als ob ich in einer Kirche wäre. Ich fragte einen anwesenden Mann, ob hier keine Gruft sei. Der bejahte es und zeigte mir die Stelle. Ich stieg hinab in ein finsternes Gewölbe — der obengenannte Hund lief neben mir. Ich stieg ziemlich tief hinunter; da kam ich auf den Boden. Im dämmernden Lichte erblickte ich nur Totengebeine und Totenschädel. Ich mußte hinübersteigen über Totengebeine — sie bewegten sich schrecklich, wenn mein Fuß darauf trat. Da schmiegte sich mein Hund zwischen meine Füße — er zitterte und bebte, und ich fühlte einen Schauer durch meine Knie, an dem ich erwachte. Ich stand auf und fand in meinem Zimmer alles froh und heiter. Die Umstehenden sprachen im voraus von der Freude der Hochzeit. Ich sprach nur: „Es ist noch nicht Hochzeit, es liegen noch einige Tage dazwischen.“ Und die Freude meiner Umgebung wollte meinem düsteren Gemüte nicht zusagen. Am zweiten Tag nach der Abreise des

Brautpaares träumte ich wieder. Ich sah meine Schwester in einer mir unbekanntem Gegend laut jammern und die Hände ringen, und all mein Trösten konnte sie nicht beruhigen. Sie stand an einem Brunnen, und nur mit aller Macht konnte ich sie abhalten, sich nicht hineinzustürzen. Warum sie aber klagte, konnte ich nicht von ihr erfahren.

Am dritten Tage träumte mir, als ob ich mich gleichfalls in einer unbekanntem Gegend befände. Donner und Blitz umgab mich: ich floh in ein Haus, das einzig dastand unter vielen, die schon ein Raub der Flammen geworden waren. Da stand in der Stube, in welche ich hineintrat, ein Sterbehett: ich trat hin. Der Sterbende, der da lag, glich meinem verstorbenen Bruder. Auf einmal änderten sich die Gesichtszüge, und ich sah deutlich das Bild meines werdensollenden Schwagers.

Am vierten Tage träumte ich, und es kam mir vor, als ob ich in einer ganz fremden Kirche einem Verstorbenen eine Rede hielt. Dieses Traumbild ist aber schon oft bei mir wiedergekehrt, und so oft es mir erscheint, weiß ich es gewiß, daß ich bald darauf eine Beerdigung vorzunehmen habe.

Dies die Träume, welche einer schmerzlichen Kunde vorausgingen. Meine Schwester kam mit ihrem Bräutigam an Ort und Stelle. Sie wollte von da aus noch ihren künftigen Schwager am

Züricher See besuchen. Sie fuhren mit einem Pferde, das ihr Bräutigam erzogen hatte. Als sie in die Gegend von Herrleberg kamen, wo eine bedeutende Steige ist, da wurde das Pferd scheu, und es ließ sich nimmer halten. Kurz zuvor sprach der Bräutigam meiner Schwester zu, sie solle den Platz mit ihm wechseln. Sie tat es. Indessen lief das Pferd ohne aufzuhören. Das Gefährt streifte in Männerdorf an einem Ecksteine — die beiden wurden herausgeschleudert. Als meine Schwester von einer Ohnmacht erwachte, lag ihr Bräutigam zerschmettert neben dem Eckstein. Hätte meine Schwester nicht den Platz gewechselt, so wäre sie das Opfer geworden. Nach wenigen Augenblicken starb der wackere Mann.

Mit dieser traurigen Kunde kam meine Schwester in der Nacht vor dem Sonntag an. Gott hatte sie wunderbar erhalten. Nur ein Arm wurde ihr gequetscht, aber unbedeutend. Ich begleitete meine Schwester zur Beerdigung des wackeren Mannes — und hielt am Grabe des Unglücklichen mit gebeugtem Herzen eine kleine Rede. Der Tag, der für seine Hochzeit bestimmt war, wurde der Tag der Beerdigung. Merkwürdig ist noch, daß der Unglückliche am Abend vor dem schrecklichen Vorgang zu meiner Schwester sprach: „Ich sah in der vergangenen Nacht, wie alle meine Habe in Böhmen in Flammen aufging.“ Der wackere Mann war in Böhmen

etabliert, und alles, was er hatte, hatte er durch eigenen Fleiß und Eifer erworben, denn aus seiner Heimat ging er als 15 jähriger Knabe ohne alle Unterstützung. Was war hier der Ratschluß Gottes — möchten wir fragen, wenn er einen Wackeren aus seiner Laufbahn reißt, die er sich mühevoll geschaffen, dessen ganzes Wesen nur gut war gegen alle Menschen. Aber Taugenichtse und Bösewichter leben vom Fluche der Menschen. Bei diesem schrecklichen Vorfalle konnte ich nur sprechen: „Herr, streng sind deine Gerichte — und dunkel deine Wege.“

6

Seit dem Tode meines lieben Bruders stehe ich im Traume in häufigem Umgange mit ihm, und nicht leicht ereignet sich etwas Merkwürdiges in meinem Leben, wo er nicht zuvor mir erschiene. Meistens sehe ich ihn, wie er im Leben war, gar freundlich gegen mich. Er ist mir schon mehrere Male erschienen. Ich unterhielt mich lange mit ihm — da verlasse ich ihn und steige gewöhnlich in ein Schiffein, um über einen See oder Fluß zu fahren. Jedesmal nimmt er am Strande freundlich von mir Abschied und geht dann vom Schiffein weg am Ufer hinauf, bis ich ihn nimmer sehe. Schon oft machte ich diese Erfahrung.

Einmal erhielt ich im Traume einen Brief — ich sah die Überschrift; sie hieß: „Mein lieber

Bruder!“ Ich las die Unterschrift, und sie lautete: „Von deinem verstorbenen Bruder!“ Als ich aber den Inhalt lesen wollte, erwachte ich.

Doch das Wichtigste ist folgendes: Als ich auf schmerzliche Weise ein Verhältnis auflöste, das sechs Jahre gedauert hatte, da war ich immer zweifelnd, ob das, was der Grund der Auflösung wurde, wirklich Wahrheit wäre. Böse Menschen, dachte ich, beneiden glückliche. Unter solchen Zweifeln entschlief ich. Da träumte mir, als ob mein seliger Bruder neben mir säße. Eine andere Person, die ich immer mit Liebe nenne, sprach: „Es ist Unwahrheit, was man über mich sagte.“ Da trat mein Bruder zwischen uns und sagte: „Nein, es ist Wahrheit.“ Er führte jene weg von mir und verschwand mit ihr. Dasselbe — wie mein verstorbener Bruder erschien und sie von mir wegführte — träumte um dieselbe Zeit jene, die ich mit Schmerz verloren. Des seligen Bruders Wort war Wahrheit — und wir trennten uns, was ich drei Wochen zuvor geahnt hatte.

7

Traum und Erscheinung

Im Dorfe W., wo ich ein Jahr vikarierte, ereignete sich folgende merkwürdige Geschichte, welche sogar vor dem Kirchenkonvent zur Sprache kam. Ein lediger Mensch lebte längere Zeit im Umgange mit einer Weibsperson, welche nicht

ohne Gründe bei dem ganzen Dorfe in üblem Rufe stand. Obgleich ein uneheliches Kind aus diesem Verhältnisse entsprungen war, so herrschte doch überall die Ansicht, daß es zwischen diesen beiden Leuten nie zu einer Verbindung kommen würde — indem der junge Mensch neben diesem Verhältnisse sonst ein lockeres Leben führte. Da geschah es, daß die Weibsperson in eine schwere Krankheit verfiel. Jedermann bezweifelte ihr Aufkommen. Aufgefordert von einigen Verwandten der Weibsperson, und auf ihr eigenes sehnächtiges Verlangen, besuchte ich sie in ihrer Krankheit. Ich fand in ihr im eigentlichen Sinne eine recht bußfertige Sünderin; sie wollte nur immer das Lied hören: „Jesus nimmt die Sünder an“, und fand vielen Trost darin. Neben ihrem Krankenbette fand ich jenen jungen Menschen, von dem man geglaubt hatte, daß er die Weibsperson durchaus verlassen würde samt ihrem Kinde. Doch seine Gesinnung war ganz verändert, und jedermann wunderte sich, wie er so ausgezeichnet fleißig und liebevoll an ihrem Lager Tag und Nacht abwartete, und sie auch zuweilen mit Erfrischungen erlabte. Da geschah in einem der Abende, daß er folgenden Traum hatte, den er selbst so erzählte: Als ich vor ihrem Bette saß — träumte mir (dies sind seine eigenen Worte, die er vor mir, seinem Beichtvater, aussprach), als ob ich mich in einem großen Gemach befände,

da saßen zwölf Männer um einen Tisch, wie zu einem Gerichte versammelt. Auf einmal öffnete sich eine Nebentür des Gemachs, und herein trat die auf dem Krankenlager Liegende im weißen Kleide und einem Kranz von Rosen auf ihrem Haupte. Sie stand einige Zeit vor den Männern und verließ wieder das Gemach. — Das zeigte sich dem jungen Menschen, und er konnte nicht bestimmt angeben, ob es ein Traum war oder halb wachender Zustand. Als er wieder zu sich gekommen war, da lag die Weibsperson in den letzten Zügen. Sie starb, und der junge Mensch verließ weinend das Gemach. Als ich hinausging, so erzählte er mir wörtlich — es war tiefe Dämmerung, da trat eine Gestalt zu der Haustür herein: sie war schwarz und anfangs nur klein, wuchs aber immer mehr heran, bis sie in Riesengröße vor mir stand. So, böser Geist, sprach ich laut, gelt, jetzt ist dir wieder eine Seele entgangen. Als ich dies gesagt hatte, trat die Gestalt in die Ecke des Hausraumes vor der Tür, und, wie wenn eine Katze an der Wand hinaufspringt, so hörte ich die Gestalt hinaufstreifen. Voll Entsetzen floh ich an die Person hin, die gerade in der Küche am Herd stand, und schrie: der Teufel! der Teufel! Wirklich sprang auch der Mensch zu der Türe hinein und rief mit verstörtem Angesicht: der Teufel ist mir erschienen! Das ist die Begebenheit, welche mir der junge Mensch den Tag

darauf erzählte, und die er vor dem Kirchenkonvent wiederholte. Er sprach sich vor demselben aus, daß er sich des verlassenen Kindes annehmen wolle, auf das er zuvor gar wenig geachtet hatte. Im Dorfe aber hieß es von jener Zeit an bis jetzt: der Teufel habe den besagten jungen Menschen holen wollen. Das geschah im September des Jahres 1829 zu Pliezhausen bei Reutlingen und ist wahre Tatsache.

Ahnungen

Mitgeteilt von T . . . r

I

Marie Antoinettes Ahnung von ihrer Hinrichtung

Mehrere Jahre vor der französischen Revolution ging Marie Antoinette von Oesterreich, die Gemahlin Ludwigs des XVI., an einem Morgen in dem Lustwäldchen des für sie erbauten und so lieblich ausgeschmückten kleinen Trianons spazieren. Da die Königin mit ihrer Gesellschaft den bekannten sich daselbst befindlichen schattigen Gang einschlug, der auf beiden Seiten mit hohen Wänden von Hagebuchen besetzt war, traf sie einen wohlgekleideten Mann an, der sich sogleich aus Ehrfurcht entfernte. Die Königin überfiel bei Ansicht dieses Unbe-

kannten ein unwillkürliches Zittern und ein plötzlicher Schrecken. Die Damen, die sie umgaben, fragten sie um die Ursache einer so großen Erschütterung. „Was ich soeben fühlte,“ erwiderte die noch ganz bewegte Königin, „ist mir unerklärbar. Kaum hatte ich diesen Mann erblickt, der mir übrigens ganz unbekannt ist, so fühlte ich mich von einem heftigen Abscheu ergriffen, den ich mir auf keine Art erklären kann. Sie sehen, daß ich noch ganz davon in zitternder Bewegung bin.“

Dieser Mann, den die Königin in der langen, hernach eingetretenen Revolution nur zu genau kennenlernte, war der berüchtigte Kommandant Santerre, der bei der Verhaftung und Enthauptung des Königs Ludwigs XVI. und seiner Gemahlin, Marie Antoinette, eine so große Rolle spielte.

2

Buffons Kopf

Herr Buffon, Enkel des berühmten Naturforschers und Hauptmann in dem 13. französischen Dragoner-Regiment, erzählte seinem Freunde, dem Herrn Levasseur, Leutnant in dem 12. Jäger-Regiment zu Pferd und Sohn des vor kurzem verstorbenen Rats bei dem königlichen französischen obern Gerichtshofe des Oberrheinischen Departements (des obern Elsasses) zu Kolmar, daß, als er mit Buffon in einem Alter von

elf Jahren, am hellen Tage mit seinem Kameraden in dem Hofe des Erziehungshauses, wo er in Pension war, unter freiem Himmel spielte, er während dem Spiele plötzlich seines Vaters Kopf über seinem Haupte, wie die Fratzköpfe der Phantasmagorien, in der Luft im Kreise herumflattern sah, daß diese sonderbare Erscheinung ihn so sehr erschreckt hatte, daß er darüber in Ohnmacht fiel. Seine Kameraden liefen sogleich mit Angstgeschrei in das Pensionshaus und schrien um Hilfe. Man holte den Arzt des Hauses, der sogleich die beruhigende Versicherung gab, daß Buffon nicht vom Schlage gerührt, sondern bloß in Ohnmacht läge, woraus ihn der Arzt in kurzem wieder durch passende Mittel zog und zum völligen Bewußtsein brachte. Er erzählte nun die schreckhafte Erscheinung, die ihn gleichsam danieder donnerte, und war gegen die Vorstellungen, die man ihm machte, daß diese Vision eine Geburt seiner durch das Spiel erhitzten Einbildung gewesen sei, unempfindlich und sah diese schauerhafte Begebenheit für die Ahnung einer Krankheit oder eines sonstigen Unglücksfalles an, der seinen ihn zärtlich liebenden Vater betroffen haben könnte. Er schrieb sogleich nach Hause, um sich über das Wohlbefinden desselben zu erkundigen, erhielt aber bald darauf die Nachricht, daß sein lieber Vater an demselben Tage und in derselben Stunde, in welcher die Kopferscheinung statt-

fand, enthauptet worden sei. Diese traurige Nachricht erschütterte den jungen Buffon um so mehr, da er nicht einmal gewußt hatte, daß sein Vater in Verhaft genommen war. Der Erzähler dieser Geschichte, Hauptmann Buffon, beteuerte seinem Freunde L'vasseur auf sein Ehrenwort, daß er ihm die reine Wahrheit, ohne den mindesten Zusatz, gesagt habe.

Eine Erscheinung am hellen Tage

Auf unserer großen Hauptstraße zwischen H . . . n und F . . . d, wo sich dieselbe durch eine weite fruchtbare Hochebene dem Nachbarlande Baden entgegenwindet, soll zur Zeit des Siebenjährigen Krieges ein höchst asotischer Viehhändler sein Leben im Rausche ausgehaucht haben.

Auf dieser Stelle nun, die jetzt ein kolossaler Birnbaum statt dem früheren rauen Kreuzsteine deckt, der des Wüstlings Hülle zu Häupten stand und wo ein Meilenzeiger nun dem Wanderer das Ziel der hier auslaufenden Vizinalstraße, das nahegelegene schöne Dorf B . . . d kund tut, will das Volk der Umgegend und schon so mancher Reisende, der zur Mitternachtsstunde diese Straße fuhr, beunruhigt worden sein, und zwar durch Erscheinungen von Tieren, Herden von Schafen, Ochsen, Schweinen usw., die doch in Wirklichkeit, wenn man nachforschte, nie vorhanden waren.

Ob und was nun an diesem, dem gewöhnlichen Schauen widersprechenden Schauen Wahres ist, wollen wir nicht untersuchen. Um so reinere Wahrheit ist aber folgender Bericht von einer Erscheinung auf dieser Stätte, welche nicht nur der Berichterstatter selbst, sondern mit ihm ein junger Geistlicher und eine vorurteilsfreie gebildete Dame bei hellem Tage wahrgenommen haben, ohne daß sie noch die Sage gekannt, welche ihnen erst dann kundgeworden, als sie die ihnen arrivierte Erscheinung anderen mitgeteilt gehabt, wie sie uns nun hier zur Einleitung diente.

Mit meinem Freunde — Pfarrvikar S., den ich behufs seiner Bewerbung um die hiesige Pfarre in Gesellschaft seiner Braut und einer Schwester von mir nach H. geleitete, von wo aus jene weiterreiste, fuhr ich an dem besonders heiteren Abend des 24. Juni 1826 zwischen 5 und 7 Uhr retour. Da begann mein Freund — rückwärts fahrend, meiner Schwester und mir die Geschichte seiner Kindheit folgendermaßen zu erzählen, welche ich trotz unseres mehrjährigen täglichen Beisammenseins und vertrauten Verhältnisses jetzt das erstemal von ihm hörte.

„Mein Vater,“ fing er an, „war Seelsorger der braven Gemeinde G. Sein Dienst Einkommen, meist in Naturalien- und Gütergenuß bestehend, gab ihm Gelegenheit genug, seiner großen Liebe für die Natur nachzuleben, welchen Hang meine

Mutter, eine fleißige unverzärtelte Schwäbin, mit ihm teilte, daher es gewiß sehr natürlich erscheint, wenn auch auf einen ihrer drei Söhne diese Neigung überging, und dies war bei mir, dem Mittleren, der Fall.

Die Einheimsung der vielen Zehentfrüchte und der Bau des Besoldungsgutes machten mehrere eigene Pferde nötig. Das in wohlhabenden Orten schwer zu veräußernde Futtergewächs, erheischte eine nicht geringe Zahl Rindvieh, und die üppigen Weiden mußten mit mehreren hundert Stücken eigener Schafe betrieben werden. So nötigten die Umstände meine Eltern gleichsam, ihre Liebe für das Landleben aufs tätigste zu verfolgen und eine nicht unbeträchtliche Ökonomie zu treiben, die sie auch mit ziemlichem Glücke führten.

Daß ich nun — schon ehe ich den Fallhut und den Laufer abgelegt hatte, auf den Armen des Vaters zu den munteren Herden getragen wurde und von da an mein höchstes Ergötzen unter diesen fand, ist so wenig unnatürlich als die Folge davon, daß ich nämlich, als ich meine Füße selbst nach Gefallen zu lenken vermochte, den Mutterschoß mit den freundlichen Triften vertauschte, welche die Herden meines Vaters nährten, und von meinem sechsten Jahre an wirklich ein völliger Nomade ward, indem ich jetzt nicht nur durch Tage, sondern selbst Nächte

hindurch die entfernten Herden weidete, ohne die elterliche Wohnung zu sehen, noch zu vermissen.

Wie gern mein Vater dies geschen — (mag es vielleicht sein, um meine Gesundheit dadurch zu befestigen) beweist nebst dem, daß er mich nicht davon abhielt, das, daß er mir an meinem zehnten Christabende ein ganzes idyllisches Gewand nebst Schäferstab beschenken ließ, was mich wahrhaft übergücklich machte.

Mit noch größerem Eifer widmete ich mich nun dem Hirtenleben, besonders aber der Schäfererei, bis ich auch mein elftes Jahr zurückgelegt hatte. Jetzt aber wandte sich mit einem Male das Blättchen, indem mit Beginnen meines zwölften Jahres meine Eltern die Zeit herangekommen sahen, wo über meine künftige Bestimmung ernstlich beraten werden mußte.

Auf der vaterländischen Universität hatte meine Familie ein Stipendium zu genießen, und mein älterer Bruder war schon von Geburt aus zu dem Stipendiaten bestimmt; als es aber dazu kam, davon wirklich Gebrauch zu machen, erklärte dieser sich fest und unerschütterlich bloß für die Malerei, wozu er schon früher die beste Anlage zeigte. Da nun bei meinem älteren Bruder keine Sinnesänderung zu hoffen war, und mein Vater bei seinem krankhaften Alter fürchtete, es nicht mehr zu erleben, daß mein jüngerer Bruder die Universität betrete, was er doch so

sehr wünschte, so wurde beschlossen: daß ich, der ‚Schafhirt‘, mich nun zum Seelenhirten umbilden und jetzt das Kloster besuchen müsse.

Welch ein Donnerstreich für mich, der ich mich im kindlichen Sinne schon unabänderlich dem Hirtenleben geweiht glaubte! Aber so sehr ich mich gegen den elterlichen Beschluß auch sträubte, so mußte ich eben doch darein willigen und den Hirtenstab mit der Bibel und das weiße Schäfergewand mit seinen zierlich roten Schleifen mit dem faltenreichen Kirchenrocke wechseln, wofür ich indessen jetzt Gott und meinem seligen Vater innig danke, da mir dieser Tausch den edelsten Beruf gab: Herzen zu bilden und zu bessern! Möchte ich nun aber auch des Glückes noch theilhaftig werden, mein Vikariat bald aufgelöst zu sehen und mich der liebende Hirte meiner wirklichen Herde wissen, damit ich ihr auch bald eine treue Hirtin in meiner teuren Braut zuführen könnte!“

Mit diesem Wunsch schloß mein Freund seine Erzählung, worauf dann eine tiefe Stille folgte, während welcher er sich rückwärts beugte und gleich mir und meiner Schwester über die Schultern des Postillons in Gedanken versunken hinausschaute.

So mochten wir etwa eine Viertelstunde gefahren sein, als wir noch vor Untergang der unumwölkten Sonne jenem, wengleich sehr freundlichen, doch von vielen gefürchteten Orte

nahe kamen, ohne es jedoch zu wissen, da wir seine Bedeutung und die nächtlichen Spukereien erst später kennenlernten. Hier sahen wir nun eine sehr zahlreiche Schafherde langsam uns entgegenkommen und die ganze Breite der Landstraße anfüllen, voran der Schäfer in dem gewöhnlichen Habit mit einem langhaarigen schwarzen Hunde.

Da dies aber in hiesiger Gegend eine so ganz gewöhnliche und sehr häufige Erscheinung ist, so wurde darüber kein Wort gewechselt, um so weniger, als uns schon am Morgen mehrere Herden begegneten, die uns jedesmal jene bekannte freundliche Deutung zur Sprache brachten, daß wir angenehm empfangen werden würden. Wir dachten vielmehr bloß stillschweigend daran und, was sich nachher ergab, wir drei zu gleicher Zeit: wie diese große Herde wohl unserem Wagen auszuweichen imstande sein werde, ohne entweder das üppige Fruchtfeld zur linken oder die Auen zur rechten Seite der Straße zu beschädigen. Währendem griff ich dann nach meiner Tabakspfeife, füllte sie gemächlich im Angesicht der Schafe und ließ mir alsdann durch meinen Freund Pfarrvikar S. von dem Postillon Feuer erbitten, wodurch unser Stillschweigen für einen Augenblick unterbrochen wurde.

Näher und näher kamen uns die Schafe mit ihrem langsam voranschreitenden Führer, und bis ich den dargereichten glühenden Zunder

auf meinem Tabak zur Verkohlung geblasen hatte, dachte ich, nun müssen wir vor den Füßen der Herde sein, blickte auf, sah aber zu meinem höchsten Erstaunen auch nicht die leiseste Spur mehr von derselben, und ehe ich noch meine Verwunderung deshalb laut werden lassen konnte, frug mich mein Freund und meine Schwester zugleich: ob nicht ich es wisse, wo die Schafe mit einem Male hingekommen, die uns in der Ebene dieser Gegend so lange vor Augen gewesen? Und eines stierte das andere staunend an.

Nun ließen wir plötzlich anhalten, legten uns aus dem Wagen und stiegen dann selbst aus, um weniger gehindert nach allen Seiten hin uns in dieser flachen Gegend umschen zu können; allein fruchtlos war unser Versuch, mit unseren sechs gesunden Augen auch nur die Fährte der Verschwundenen zu sehen, und erst jetzt fiel uns bei, auch unseren Postillon zur Rede zu stellen, der aber zu unserem noch größeren Befremden behauptete, vor wie jetzt weder Schafe noch Hirt gesehen zu haben.

Stärker ließen wir hierauf unsere Pferde antreiben, einen Wagen, der uns schon von dem Dorfe K. an vorangefahren war, einzuholen, um auch da Nachfrage zu halten, und wir holten ihn schnell ein, allein die drei Personen auf ihm hatten ebensowenig nach ihrer festen Versicherung von unserer Erscheinung gesehen, denn unser Postillon.

In ernste Betrachtung über dieses sonderbare Ereignis versunken, langten wir auf der Markung unseres Wohnortes F. . . d an, als gerade die Sonne unterging, und hier kam uns unerwartet die Mutter meines Freundes, die ihm während seines Vikariates das Hauswesen führte, in Gesellschaft meiner Gattin und Schwiegermutter entgegen, welche meinen Freund mit den Worten begrüßten: „Willkommen, lieber Schäfer!“

Darauf sahen wir Ankommenden uns aufs neue betroffen an, und unbegreiflicher noch ward uns jetzt das Vorangegangene. Als wir dann vereint und ohne vorher zu erzählen, was uns begegnet, um Erklärung dieses Willkommens baten, entgegneten meine Gattin und Schwiegermutter, daß ihnen die Frau Pfarrerin (die Mutter meines Freundes) auf ihrem Spaziergange hierher die Jugendgeschichte ihres geistlichen Sohnes erzählt habe, was sie indessen gut unterhalten und zu diesem Anrufe veranlaßt habe.

Jetzt theilten denn auch wir unser Abenteuer mit, wobei sich ergab, daß mein Freund und seine Mutter ganz in ein und demselben Momente die Geschichte seiner Kindheit, an welche Mutter und Sohn seit Jahren nicht mehr gedacht, ohne alle nähere Veranlassung mir und meiner Familie erzählt hatten.

Stellt man nun dies zu der unleugbaren Erscheinung, so tritt letztere noch bemerkenswerter

hervor, und so wenig ich auch je ein Freund und Verehrer der Spinnstuben-Unterhaltungen und alberner Ammenmärchen war, so wird mir doch dieses Ereignis ewig wichtig bleiben, um so mehr, da von einer Täuschung, für die ich es so gern halten zu können wünsche, hier um so weniger die Rede sein kann, als einmal die Erscheinung bei hellem Tage statthatte und sie zum anderen von der Art war, daß sie selbst in dem Furchtsamsten ihrer freundlichen Gestalt nach weder Angst noch deren bilderreiche Folgen erwecken konnte. Noch merkwürdiger erscheint das Ganze aber durch folgenden Umstand.

Es mochten etwa drei Monate vorüber sein und jene Erscheinung war bereits aus unserem Gedächtnisse verdrängt und die Hoffnung meines Freundes auf definitive Übertragung der hiesigen Pfarre aufgegeben, als ihm allein eine neue Erscheinung ward. Ich theile sie hier mit, wie er sie mir selbst unverweilt danach erzählte.

„In der Nacht vom 4. auf den 5. Oktober 1826 legte ich mich spät zu Bett, nachdem ich meine Predigt auf den folgenden Sonntag ausgearbeitet hatte. Noch hatte ich die Augen nicht geschlossen, als die Glocke die zwölfte Stunde schlug und ich, trotz der finsternen Herbstnacht, mein Schlafzimmer plötzlich so erhellt sah, daß ich jeden einzelnen Band meiner Bibliothek in Farbe und Überschrift deutlich erkennen konnte. Ich richtete mich auf, um die Quelle des auf-

fallenden Lichtes zu suchen. Da sah ich denn, wie aus den Wolken gefallen, eine männliche Gestalt neben meinem Bette, in ein Schäferkleid gehüllt, ganz dem ähnlich, daß ich in meiner Kindheit von meinen Eltern als Christgeschenk erhielt. Ohne alle Furcht rieb ich meine Augen zu einem lichterem Blicke, da ich mich schlaftrunken wähnte; aber nur deutlicher schaute ich den magischen Schein und die Gestalt neben mir, die mir eine glänzende Schäferschuppe zuwendete, worauf mit flammenden Zügen geschrieben stand: ‚Der neunte Oktober.‘ Darauf wollte ich der Gestalt in das Gesicht blicken, aber fort war das Wesen, erloschen der Schein.

Schwärzer denn zuvor umfloß mich jetzt wieder die Nacht, und außer dem melancholischen Geknarre des Perpendikels der nahen Turmuhr störte nichts die Totenstille um mich her.

So unerschrocken ich auch während des Daseins des Gesichtes war, so unheimlich wurde es mir doch jetzt, obgleich das Ganze nichts Schauderhaftes an sich getragen hatte. Ich schlug mir daher ungesäumt ein Licht, suchte mir durch Lektüre eine andere Stimmung und damit den ersehnten Schlaf, beides jedoch umsonst, und keinen Morgen wünschte ich in meinem ganzen Leben so sehnlich herauf als diesmal.

Um so langsamer gingen mir jedoch eben deshalb seine Schritte; die Minute ward mir zur Stunde, die Stunde ein qualvoller, langer Tag.

Als endlich der Tag erschien, erhob ich mich und notierte, noch ehe ich ihn nach Gewohnheit mit Gebet begrüßt, den ‚neunten Oktober‘ in mein Tagebuch.“

So erzählte er mir dies noch an demselben Morgen, und die Zusammenstellung dieser mit der früheren Erscheinung, so natürlich sie auch von uns erklärt werden sollte, blieb nebst der scherzhaften Berechnung ihrer Folge die Unterhaltung des Tages, und man wartete mit Begierde auf den 9. Oktober, so wenig man es sich auch gegenseitig gestand.

Dieser ging, vermöge der gespannten Erwartung, eben auch wie jener Morgen, den unerträglichen Schneckengang; als er aber erschien und ohne das geringste besondere Ereignis für uns wieder verlief, schämte sich ein jeder der Eingeweihten, darüber nur ein Wort verloren zu haben.

Was jedoch er uns nicht gebracht, verbarg nicht länger der 12. Oktober; denn an diesem Tage lief zu unserer aller Verwunderung und gegen alles Erwarten, da die Umstände hierzu alle Hoffnung nahmen, das Anstellungsdekret meines Freundes ein — de dato 9. Oktober!

Mag jene freundliche Erscheinung der Schafe am hellen Tage, die eben ihrer scheinbaren freundlichen Natürlichkeit wegen gewiß nur furchtlos beobachtet werden konnte, mag sie nun gleich der letzteren mit ihrem geisterhaften We-

sen bloß für eine leere Vision gehalten werden, so bleibt sie wegen ihrer richtigen Vorhersagung immer bemerkenswert genug und erscheint gewiß als würdiger Beitrag zu den vielen interessanten Ahnungen, in welchen die Vorsehung sich den Menschen schon so oft als warnender Genius oder als Verkünder künftiger Dinge offenbart hat.

Nachtrag

So wie mein Freund, der seit dem 12. Oktober 1826 als definitiver Pfarrer in A . . . g. am Fuße der schwäbischen Alb, lebt, gleich wie meine Schwester, verheiratete S. in W., und ich selbst die Richtigkeit jener sonnenklaren Erscheinung eidlich zu erhärten keinen Anstand nehme, so beteuert gleich hoch der Posthalter J . . . hier die Wahrheit seiner folgenden Erzählung eines vier Jahre später auf derselben Stelle erlebten Vorfalles, wodurch jener bestätigt wird, ziehen wir den Einfluß und Zusammenhang ab, welchen er auf und mit meines Freundes Schicksal gehabt zu haben scheint.

„Ich fuhr,“ erzählte er mir, „ohne entfernt an Ihre einst hier gehabte Erscheinung zu denken, gestern abend mit Herrn Pfarrer G. und seiner Gattin von H. nach Hause. Ich kutschte selbst vom Bock aus, und als wir im Halbdunkel der anbrechenden Nacht uns jener Stelle näherten, wo die Vicinalstraße von dem Nachbarorte

B . . . d in die Hauptstraße mündet, da gewahrte ich vor meinem Wagen plötzlich eine starke Schafherde, die mir vorangetrieben ward und eben rechts in die Vicinalstraße nach B . . . d einzulenken begann. — Da mir bekannt war, daß mein Nachbar, der Guts- und Schäfereipächter M. zu B., auf den Hammelinkauf ausgegangen, was ich auch in den nächsten Tagen willens war, so war mir daran gelegen, den Preis der Schafherde in Erfahrung zu bringen, und da ich nicht zweifelte, daß die vor mir hergetriebenen schönen Hammel, denn als solche erkannte ich sie, gedachtem M. gehörten, hielt ich an und legte die Zügel in die Hand des Herrn Pfarrers G. unter dem Bemerken, daß ich den Treiber dieses Hammelhaufens zu fragen wünsche, ob sie wirklich dem Pächter M. gehören und wo und wie teuer er sie gekauft.

Während nun der Herr Pfarrer vereint mit seiner Frau Gemahlin fragte, wo denn die Schafe sein sollten, die ich zu sehen glaube, stieg ich aus dem Wagen und befand mich sogleich in der Mitte der Herde, was ich meinen Reisegefährten zurückrief, und dann eilte ich, den vorangehenden Führer zu erreichen, um so mehr, als ich über die Größe und Schönheit der Hammel staunen mußte. Der Trieb dieser kräftigen Tiere ging aber sehr rasch vorwärts, und so hatte ich denn bereits den Meilenzeiger und Birnbaum an der Einmündung der Vicinal-

straße B...ds hinter mir, ohne durch den dichten Haufen der Hammel so weit vorgedrungen zu sein, den Führer zu erreichen, der nun mit einem Male meinen Blicken entschwunden war nebst der mich bis dahin dicht umschlossenen Herde.

Verblüfft und wie zum Stein geworden stand ich und stierte hinaus in die feierlichstille Nacht, und erst jetzt fiel, wie ein Blitzstrahl, mir Ihre hier erlebte ähnliche Spukgeschichte in die Erinnerung, worauf mich ein Schauer durchzitterte und ich in meinen Wagen zurückeilte, meine Reisegesellschaft mit meinem Abenteuer bekanntzumachen, die nicht minder staunte als ich und die, da sie meine Furchtlosigkeit kannte und das Geschehene ohnehin nichts weniger denn ein Gegenstand der Furcht war, trotz aller Aufklärung keinen Augenblick einen Zweifel in meine Angaben setzte.“ L. II—r.

Eine Rose als Stigma

Frau V. von H. (die sich übrigens in einem magnetischen Zustande befand) hatte in einer Nacht einen sehr lebhaften Traum von einer Person, die ihr eine rote und eine weiße Rose hinbot und sie bat, sich eine von diesen zu wählen. Sie wählte sich nun die rote Rose. Als sie vom Traum erwachte, fühlte sie ein heftiges Brennen

am Arme, und nach und nach bildete sich auf derselben Stelle das völlige Gemälde einer roten Rose aus nach Zeichnung, Farbe und Schattierungen. Die Bildung dieser Rose war etwas über der Haut erhaben wie ein Muttermal.

Am achten Tage war diese Rose in ihrer vollständigsten Ausbildung in Zeichnung und Farbe. Von da an aber wurde sie täglich blässer, und nach vierzehn Tagen war keine Spur mehr von ihr zu sehen.

Dieses wahre Ereignis ist ein merkwürdiger Beitrag zu der Erscheinung Stigmatisierter und der Muttermale.

K.

Nachwort des Herausgebers

Man erlaube mir, diese Auswahl sehr merkwürdiger Geschichten vorzulegen, ohne selbst zu den verschiedenen Deutungsarten derselben Stellung zu nehmen. Nur möchte ich ausdrücklich bemerken, daß ich trotz vieler Beschäftigung mit magischen und sogenannten okkulten Dingen nie Veranlassung gefunden habe, den Glauben der Spiritisten in irgendeiner Fassung anzunehmen.

Die hier mitgeteilten Geschichten stammen alle aus einer Reihe von außerordentlich selten gewordenen Heften, welche von 1831 an Justinus Kerner unter dem Titel „Blätter aus Prevorst“ herausgegeben hat und an welchen Eschenmayer, Franz Baader, G. H. Schubert und andere namhafte Gelehrte und Psychologen jener spätromantischen Zeit mitgearbeitet haben.

Der Titel dieser Blätter erinnert an die noch heute berühmte „Seherin von Prevorst“, jene magnetische Hellscherin, deren Geschichte Justinus Kerner so schön aufgezeichnet hat. Fälle von Besessenen, von Hellschenden und anderen Medien und Inspirierten waren damals häufig, zumindest war die Aufmerksamkeit für diese Erscheinungen damals besonders groß. Gleichzeitig mit der Seherin von Prevorst lebte auch Katharina Emmerich, deren Sekretär und Herausgeber Clemens Brentano war.

Ein Vergleich dieser beiden berühmtesten Seherinnen jener Zeit und ihrer Jüngerkreise würde zwei Richtungen oder Stimmungen der späten Romantik aufzeigen: die katholische und die protestantische. Die Geschichte jenes wichtigen Vorganges im geistigen Deutschland, den wir als Altern und schließliches Unterliegen des romantischen Geistes bezeichnen, ist noch nicht geschrieben, noch viel weniger die Geschichte der heimlichen, unterirdischen Fortdauer der Romantik bis weit in die Blütezeit des Liberalismus hinein. Jener protestantischen Linie gehörten, als damals sehr gelesene und einflußreiche Autoren, Justinus Kerner und G. H. Schubert an, letzterer der Verfasser vielgelesener psychologischer und stark pietistisch gefärbter Bücher, deren ich als Jüngling in der großväterlichen Bibliothek manche fand und las, wie auch die Büste Schuberts zu Häupten dieser schönen Bücherei stand, aus welcher ich den geistigen Durst der ersten Jugend stillte.

Die Welle des Geisterglaubens geht heute, in spiritistischer Form, wieder hoch. Nicht dies jedoch gab mir den Anstoß, Kerners Spukgeschichten herauszugeben, sondern die Überzeugung, daß diese Phänomene damals reiner und tiefer angeschaut wurden als heute.

Hermann Hesse

MERKWÜRDIGE GESCHICHTEN
UND MENSCHEN

herausgegeben von
HERMANN HESSE

HÖLDERLIN

Dokumente seines Lebens

*

NOVALIS

Dokumente seines Lebens und Sterbens

*

SESAM

Orientalische Erzählungen

*

DIE GESCHICHTE VON ROMEO UND JULIE

Nach den italienischen Novellen Erzählern
Luigi da Porto und Matteo Bandello

*

BLÄTTER AUS PREVORST

Eine Auswahl von Berichten über
Magnetismus, Hellsehen,
Geistererscheinungen usw. aus dem Kreise
Justinus Kerners und seiner Freunde

Die Sammlung wird fortgesetzt

S. FISCHER VERLAG . BERLIN

Druck von Hallberg & Büchting in Leipzig